Christoph von Schmid

als Pädagoge und Jugendschriftsteller

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät (I. Sektion) der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

vorgelegt von

Friedrich Brutscher

MÜNCHEN
A. Huber, H. B. Hoflith. u. Buchdruckerei, Neuturmstr. 2a
1917

Eingereicht am 12. April 1916

Genehmigt auf Antrag des Herrn Professors

Rehm

Tag der mündlichen Prüfung: 14. Juli 1916

Vorwort.

Die Wurzeln dieser Arbeit reichen zeitlich tief: vor vielen Jahren — ich war noch Schüler des Gymnasiums — fielen mir Christoph Schmids „Erinnerungen aus meinem Leben“ in die Hände. Ich wurde von dem darin aufgerollten Zeitbild und Personenkreis stark gefesselt und kehrte von Zeit zu Zeit immer wieder gerne zu dem schlichten Buch zurück. Solche persönlichen Umstände wären indes kein triftiger Grund eine Abhandlung über Christoph Schmid zu schreiben. Endgültig bestimmen konnten mich dazu nur sachliche Erwägungen: einmal der Mangel einer Monographie, die den Mann und sein Werk wissenschaftlich zu erfassen sucht; sodann die Bedeutung, die insbesondere dem Jugendschriftsteller Christoph Schmid auch heute noch zukommt und die sich nicht nur in immer neuen Auflagen und Bearbeitungen seiner Erzählungen, sondern auch in allerlei literarischem Für und Wider ausdrückt.

Auf die Seite derer, die den Grund für die Beliebtheit Christoph Schmids nur in der kritiklosen Unreife seiner Leser sehen, haben mich meine Untersuchungen nicht geführt. Man wird der dichterischen Bedeutung Schmids nicht gerecht, wenn man seine echten und großen Vorzüge entweder ganz übersieht oder zu wenig würdigt und wenn man insbesondere die eigenartigen Bedingungen verkennt, die für die kindliche Erzählung gelten.

Bei der Beschaffung des Quellenmaterials erfuhr ich von vielen Seiten bereitwilligstes Entgegenkommen. Es sei mir gestattet auch an dieser Stelle hiefür meinen wärmsten Dank auszusprechen. Besonderen Dank schulde ich Herrn Universitätsprofessor Dr. Albert Rehm, der als Referent meine Arbeit durch wertvolle Winke und Hinweise gefördert hat.

Einleitung.

Christoph von Schmid selbst hat uns in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“ [1]) in den drei ersten Bändchen eine Darstellung seines Lebens hinterlassen, die allerdings nur bis in die Zeit seines Wirkens in Thannhausen, also von 1768 bis etwa 1810, reicht. In einem vierten Bändchen hat der Schwestersohn Schmids, Albert Werfer, die Lebensbeschreibung seines Oheims zu Ende geführt.

Eine psychologische Biographie sind die Erinnerungen nicht. Doch ist ihr Wert bei dem Mangel besserer Quellen unersetzlich. Man darf nur nicht übersehen, daß ein Greis [2]) hier nochmals die Bilder seiner Jugend und seines Werdens auffrischt, der auch schon in jungen Jahren dem Zuge seines gutmütigen Herzens folgend und dazu aus bewußter Tugendübung die Härten der rauhen Wirklichkeit in der Wärme christlicher Liebe und Milde aufzulösen trachtet. So kommt es, daß die Erinnerungen offenkundig schönmalen und idyllisch verklären, [3]) wie auch die den Erinnerungen beigegebenen

---

[1]) Augsburg 1853—57. In neuerer Zeit sind zwei Neuausgaben der Erinnerungen erschienen: eine „Neue Volksausgabe“ (Regensburg 1906) und eine in München 1908 bei Schuler. In diesen Neuausgaben hat namentlich der Inhalt des II. Bändchens der Originalausgabe Kürzungen erfahren; auch der Briefwechsel Schmids mit dem Kardinal-Fürstbischof Melchior von Diepenbrock (Originalausgabe IV. Bändchen) ist in den Neuausgaben weggelassen.

[2]) Übrigens dachte Schmid schon als Kaplan daran über sich selbst zu schreiben: „Neulich kam mir die Phantasie einen Roman aufzusetzen, dessen Held zu sein ich die Ehre haben sollte und dessen Ende theologisch werden sollte. Will ihn Dir einmal schicken, wenn er je das Licht der Welt erblickt.“ (Briefe und Tagebuchblätter S. 60.) Er erblickte das Licht der Welt leider nicht.

[3]) Auch kleine Gedächtnisfehler unterlaufen begreiflicherweise: so Hermann und Delaschad (E I 108 und 110) statt Hörmann und Delachad (vgl. Briefe und Tagebuchblätter S. 13 und bei Thomas Specht, Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen, S. 113 f. das Personenstandsverzeichnis bei der Aufhebung des Jesuitenkollegiums in Dillingen). Recht nebensächlich ist auch, wenn Schmid in seinen alten Tagen die „Wolfische“ (so E I 164) Philosophie nicht mehr aus dem ff kannte.

Stahlstiche die Züge Sailers und Schmids zurechtrücken und fast ins Süßliche umstimmen. Zur Kritik der Erinnerungen sei auf folgendes hingewiesen:

Zu Anfang des dritten Bändchens der Erinnerungen gibt Schmid eine Schilderung der Zustände seiner Vaterstadt Dinkelsbühl, wie sie dort in seiner Jugendzeit herrschten. Darnach war Dinkelsbühl das Muster eines wohlgeordneten Gemeinwesens, dessen Mauern das friedlichste Glück behäbiger Bürger einschlossen. Das Verhältnis der Konfessionen erscheint im erfreulichsten Lichte. Es fehlt aber nicht an gegenteiligen Nachrichten. So heißt es bei G. W. Stahl, Dinkelsbühl im 19. Jahrhundert, in dem Kapitel „Die letzten 50 Jahre der Reichsfreiheit“ S. 133: „Bei den ungünstigen Verfassungsverhältnissen, wie sie in Dinkelsbühl bestanden, konnte es indessen nicht fehlen, daß sich zwischen den beiden Ratsteilen immer wieder neue Schwierigkeiten erhoben. War es doch für den Nichtrechtskundigen an und für sich äußerst schwer, fast unmöglich durch die Masse von Rezessen, kaiserlichen Verordnungen und Conclusis, Satzungen und Stadtgesetzen sich hindurch zu arbeiten und sich ein klares Bild von seinen Rechten und Pflichten zu verschaffen, wie hätten nicht bei der Intoleranz und dem Argwohn, deren Spuren überall zu finden waren, bei dem Mißtrauen, mit dem sich kleiner und großer Rat einerseits, Katholiken und Protestanten andererseits unausgesetzt begegneten, fort und fort Kompetenzkonflikte und Verwicklungen der mannigfachsten Art sich ergeben sollen?“ Auch ebenda S. 119 wird von einem „Geist der Zwietracht“ gesprochen. Ähnlich in Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, 3. Bd., 2. Abt., München 1865 S. 1193: „In der konfessionellen Spaltung des Magistrates, die nicht eine Anerkennung der Gleichberechtigung der Parteien, sondern geradezu der Ausdruck der Intoleranz war, lag schon des Übels Keim. Der schlechten Verfassung hing sich der Mangel an Kraft und Energie an die Ferse und hatte nicht das Selbstbewußtsein, sondern den Übermut der Zünfte zur Folge. Der Zustand der Stadt unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege blieb der maßgebende bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts. In dieser tragischen Erscheinung liegt der Grund jener Sage von der weiland stolzen Größe Dinkelsbühls.“ Das klingt allerdings anders. Wenn man auch annehmen darf, daß der Zustand der Stadt, wie er unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege war, nicht bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts maßgebend

blieb, daß vielmehr in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entsprechend dem Geiste der Zeit die Zwietracht wenigstens aus dem bürgerlichen Leben immer mehr verschwand, so zwingen uns doch die angeführten Nachrichten die Verhältnisse in Dinkelsbühl mit anderen Augen anzusehen als Christoph Schmid. Auch von der heillosen finanziellen Zerrüttung des reichsstädtischen Haushaltes verlautet bei Schmid nichts. Das mag sich wohl daraus erklären, daß Schmids Vater nicht dem eingesessenen Bürgertum der Stadt angehörte und daß die Stellung des Vaters, der domkapitlischer Beamter des Hochstifts Augsburg war, die Familie Schmid dem Interessenstreit der Bürger und Zunftgenossen entrückte.

Ich möchte nicht gerade mit Thomas Specht (a. a. O. S. 546 f.) das in den Erinnerungen (II 34) bezeugte große Zutrauen des Regens Lumpert zu Sailer für unvereinbar mit Lumperts späteren Beschwerden über Sailer halten: in den neun Jahren ihres Zusammenwirkens konnte sich manches ändern. Sehr ins Gewicht jedoch fällt, was Christoph Schmid mit einer gewissen Feierlichkeit über die finanziellen Schwierigkeiten des Kurfürsten Klemens Wenzeslaus und über die geheimen Abmachungen vorbringt, die Sailers Absetzung letzten Endes herbeigeführt haben sollen (E II 155 ff.). Schon Lorenz Kellner (Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte, 2. Band, Essen 1862, S. 190 f.) und dann Specht (a. a. O. 548 f.) haben die Richtigkeit dieser Darstellung in Frage gezogen und durch Remigius Stölzles verdienstvolle Untersuchungen („Johann Michael Sailer, seine Maßregelung an der Akademie zu Dillingen und seine Berufung nach Ingolstadt", Kempten-München 1910) wurde ihre Haltlosigkeit erwiesen. Soviel zur Kritik der Erinnerungen.

Weniger für äußere Vorgänge und Geschehnisse, wohl aber für den Aufbau des Charakterbildes von Christoph Schmid sind neben den Erinnerungen von großer Wichtigkeit die „Briefe und Tagebuchblätter von Christoph von Schmid", herausgegeben von Albert Werfer, München 1868. Das Büchlein enthält übrigens mehr als sein Titel sagt, indem Werfer dazu noch „einzelne Züge zu Christoph Schmids Charakteristik" und „einiges über Christoph Schmids Schriften" mitteilt. Hiezu konnte noch eine ziemliche Zahl von Originalbriefen Christoph Schmids an seinen Jugendfreund Jakob Salat (vgl. über ihn den Artikel in der Allg. D. Biogr.) herangezogen werden. Den sehr willkommenen Hinweis auf diese Briefe verdanke ich Herrn Universitätsprofessor Dr. Remigius Stölzle,

der sie im Verfolg seiner Sailerstudien entdeckt hatte. Ihr Besitzer, Herr Hauptlehrer Theodor Salat in Bogenberg (bei Straubing), war so gütig sie mir zur Bearbeitung zu überlassen. Es sind im ganzen 63 numerierte Briefe, wovon 17 kein Datum haben; wer das Leben Christoph Schmids genau kennt, kann sie aber zeitlich leicht bestimmen: sechs fallen noch in die Universitätszeit Schmids, einer in das Frühjahr 1796, acht stammen aus der Thannhauserzeit, einer ist in den März 1839 zu setzen und ein umfängliches Brieffragment ist offenbar das Endstück zu Nr. 1 vom 25. Juli 1794 (anscheinend aus Nassenbeuren); das Mittelstück fehlt. — Manche Ausbeute gewähren auch die Erzählungen Schmids; die Werke eines Schriftstellers sind ja „Taten und Urkunden zugleich".

Eine wissenschaftliche kritische Gesamtwürdigung Christoph Schmids fehlt noch. Literatur über ihn bis 1868 ist aufgeführt bei Joseph Kehrein, Biographischliterarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. Doch besagt das dort (keineswegs vollständig) zusammengetragene Material nicht viel: es bezieht sich auf kurze, allgemein gehaltene Besprechungen. Der Artikel von Binder in der Allgemeinen deutschen Biographie erfüllt den Zweck einer allgemeinen Orientierung sehr gut, muß aber auf eine darüber hinausgehende Behandlung, die in einzelnes eindringt und historischen Zusammenhängen nachspürt, naturgemäß verzichten. Dasselbe gilt für den Artikel von Albert Werfer in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, 10. Bd., Freiburg 1897, S. 1843 ff. Am Schlusse einer Artikelreihe über Christoph von Schmid in der Katholischen Schulzeitung (Donauwörth 1898, S. 218) ist in einem Literatur-Nachweis auf ähnliche Besprechungen in anderen pädagogischen Zeitschriften verwiesen. Für wissenschaftliche Zwecke kommen sie nicht in Betracht. Auch das Büchlein von Johann Schneiderhan (Christoph von Schmid, Stuttgart 1899) ist unkritisch panegyrisch.

Eine Einzelfrage, die Kurzen Erzählungen Schmids, behandelt das Buch von Paul Lang: „Das deutsche Schullesebuch und Christoph von Schmid", Leipzig 1906.

Was sonst noch an Literatur über Christoph Schmid verwertet wurde, findet sich im Text verzeichnet.

Stellen aus den Werken Christoph Schmids werden nach der (unten im bibliographischen Teil beschriebenen) Regensburger Vollständigen Ausgabe (Band I—XXVIII) angeführt. Verweisungen auf die

Erinnerungen sind durch ein der Nummer des Bandes und der Seitenzahl vorangestelltes E gekennzeichnet.

I. Das Leben.

Die damals freie Reichsstadt Dinkelsbühl im heutigen Mittelfranken, nahe der württembergischen Grenze, war der Geburtsort Christoph Schmids. Er erblickte dort am 15. August 1768 das Licht der Welt. Die Familie, der er entstammte, wurzelte nur durch seine Mutter im Bürgertum der Stadt. Der Vater, Friedrich Schmid, stand als anscheinend juristisch gebildeter „domkapitlischer Rieß-Amtsschreiber“ [1]) im Dienste des Hochstifts Augsburg.

[1]) Da die Kanzlei des domkapitlischen Rießamtes zu Dinkelsbühl in dem prächtigen Hause des Deutschen Ordens untergebracht und da der Amtsvorstand „zugleich domkapitlischer Rießamtmann und deutschordischer Obervogt war“ (E I 70), mag es gekommen sein, daß der Vater Christoph Schmids auch als Beamter des Deutschen Ordens bezeichnet wird; selbst Albert Werfer (in dem Artikel über Christoph von Schmid im Kirchenlexikon) nennt Friedrich Schmid einen Beamten des Deutschen Ordens, ebenso spricht Joseph Greiner, Hauptlehrer in Dinkelsbühl, in seinem trefflichen Buche „Dinkelsbühl, ein fränkisch-schwäbisches Schmuckkästlein“ S. 53 von Christoph Schmid als dem Sohne eines „deutschordensherrlichen Beamten“.

Die oben gegebene Bezeichnung des Standes von Friedrich Schmid als domkapitlischer Rieß-Amtsschreiber ist einem Schreiben Christoph von Schmids vom 29. Dezember 1840 entnommen. Dieses Schriftstück war in einem Personalakt enthalten, der mir vom Bischöflichen Ordinariatsarchiv Augsburg dankenswerter Weise zur Einsicht überlassen wurde. Der Personalakt enthält übrigens nichts weiter als einen Schriftwechsel zwischen dem Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg und dem Ordinariat Augsburg. Es handelt sich hiebei um die beabsichtigte Verleihung des Ludwigsordens zur Vollendung des 50. kirchlichen Dienstjahres Christoph von Schmids. Das genannte Regierungspräsidium wünscht die nötigen Papiere vorgelegt; Christoph Schmid, zu ihrer Einreichung vom Ordinariat aufgefordert, findet sie nicht mehr alle und gibt dafür in dem genannten Schreiben einen genauen Lebenslauf. An dem Umstande, daß Christoph Schmid zehn Jahre hindurch außerhalb Bayerns Pfarrer war, scheint dann die Ordensverleihung gescheitert zu sein. Ganz zuverlässig sind übrigens die Angaben Schmids in seinem Lebenslauf nicht. So erwähnt er, es sei ihm im Jahre 1799 das Frühmeß-Benefizium zu Thannhausen verliehen worden. Nach Urkunden, die mir vorgelegen sind, fällt die Übernahme des Frühmeß-Benefiziums durch „Permutation“ seines Benefiziums manuäle an der Stadionischen Kapelle zu Thannhausen erst ins Jahr 1801. Die hier mitgeteilten Notizen sind das einzige Erträgnis aus den Akten. Trotz eingehender Nachforschungen fanden sich, wie mir von dem Ordinariats-Archiv Augsburg eröffnet wurde, keine weiteren Akten vor.

Die Jugendzeit Christoph Schmids war von guten Geistern behütet und daher sehr glücklich. Die Mutter zwar gewann für seinen geistigen Werdegang keine irgendwie sichtbar hervortretende Bedeutung. Die Sorge um den vielköpfigen Haushalt und um das leibliche Wohl ihrer Lieben mochte der fleißigen Frau genug zu schaffen machen. Was die anscheinend wenig phantasiebegabte Mutter nicht geben konnte, ersetzte sehr glücklich ihre ältere Schwester, die zur Familie gehörende „Base". Sie war nach dem, was Christoph Schmid über sie berichtet (E I 29 ff. und 137 ff.), ein Wesen von gemütvoller Innigkeit und selbstlosester Güte. Ungeschickt in Weltgeschäften, belebte ihre ahnungsvoll scheue Seele sich und ihren Neffen und Nichtlein — es waren nicht weniger als neun, davon Christoph der Älteste — den nüchternen Alltag mit gemütvollen Erzählungen, namentlich aus der Heiligenlegende.

Den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß erfuhr jedoch die empfängliche Seele des Knaben Christoph vom Vater. Wir haben es bei diesem mit einer nicht gewöhnlichen Persönlichkeit zu tun. Er war in seiner ganzen Geisteshaltung nicht bloß der Umgebung mit ihrem kleinstädtischen Zuschnitt, sondern in mancher Hinsicht auch seiner Zeit voraus. Der Gespensterglaube beispielsweise war dazumal noch sehr verbreitet. Friedrich Schmid aber, der in einen Winkel Süddeutschlands verschlagene schlichte Beamte, war darüber weit hinaus. Was der Sohn hievon zu berichten weiß (E I 17 ff.), erhärtet ebensosehr sein wahrhaft aufgeklärtes Denken wie seinen glücklichen Naturforscher-Spürsinn in der Enträtselung anscheinend wunderbarer oder gespenstischer Geschehnisse und in ihrer Zurückführung auf natürliche Ursachen.

Mit seiner naturwissenschaftlichen Denkweise verband Friedrich Schmid eine edle, vergeistigte Auffassung der Religion, einen von allen unwürdigen Verquickungen gereinigten Begriff Gottes und des göttlichen Waltens. Bei aller unbefangenen Anerkennung der natürlichen Kausalität glaubte er doch so sehr an eine höhere Kausalität des Weltenlaufs, daß er gerade diesen tröstlichen Glauben seinem Sohn als wertvolles Erbgut weitergeben konnte. Unduldsamkeit, ja Gehässigkeit gegen die anderen Bekenntnisse war gerade in Dinkelsbühl eine allzu kräftig verspürbare Nachwirkung aus den traurigen Zeiten der Religionskriege. In den sogenannten Kontroverspredigten hatte sich die bekehrungseifrige Streitlust sogar eine offizielle Form geschaffen. Friedrich Schmid jedoch besaß genug Einsicht

das Zwecklose dieser Veranstaltung zu erkennen und begrüßte es, als der Kirchenfürst Klemens Wenzeslaus die Abschaffung dieser Predigten verfügte. Wenn die Duldsamkeit aus schönem menschlichen Gefühl überhaupt eine der liebenswürdigsten Eigenschaften Christoph Schmids ist, so war es auch hier zuerst der Vater, der solche Gesinnung im Sohne durch Lehre und Beispiel weckte und pflegte.

Die noch etwas im Argen liegende Dinkelsbühler Stadtschule besuchte Christoph Schmid nicht. In der besseren sogenannten „Nachschule" tat sich ihm mit den Kindern der Honoratioren die Welt der Schule auf. Durch die sorgliche Förderung des Vaters errang er schnell und leicht die Kunst des Lesens und Schreibens. In die ersten Geheimnisse der lateinischen Grammatik wurde er zusammen mit seinem nächstjüngeren Bruder von einem weitschichtig verwandten, alten Pater des Dinkelsbühler Karmeliterklosters eingeführt. Nach altehrwürdiger Überlieferung mußten die beiden Buben jeden lateinischen Bock mit „Tatzen" oder mit einer (freilich listig abgeschwächten) Bastonade büßen. Sonst aber war Pater Adrian seelengut und in den übrigen Lehrfächern hatte der Bakulus gute Zeit. In der Erdbeschreibung gestaltete sich die Unterweisung sogar zu einem Spiel mit Mandelkernen, Zibeben und gezuckerten Pomeranzenschalen, wie es Basedow auch nicht hübscher hätte ausdenken können.

Übrigens war es auch wieder der Vater, der daneben mit seinem Sohn fleißig Latein las und so auf induktivem Wege des Sohnes Kenntnisse in einer Weise mehrte und befestigte, daß Christoph Schmid diese Methode mit den Worten empfiehlt (E165f.): „Ich überzeugte mich, daß es das Beste wäre, nachdem der Schüler nur einmal die allgemeinen Regeln weiß, ein Buch mit ihm zu durchlesen. Pater Adrian ließ uns zum Beispiele alle erdenkliche unregelmäßige Zeitwörter auswendig lernen. Allein, da es ihrer gar zu viele waren, vergaß ich die meisten und wußte sie in einzelnen Fällen nicht anzuwenden. Allein dergleichen Worte, die in dem Texte selbst vorkamen und mir erklärt wurden, habe ich nie mehr vergessen. Ich muß daher noch einmal sagen: Nachdem die allgemeine Regeln der Grammatik wohl eingeprägt sind — muß man nur immer lesen und lesen. Alles Einzelne ergibt sich dann, wie im Deutschen, sehr leicht."

Nachdem in Dinkelsbühl auch eine verbesserte Lateinschule eingerichtet worden war, durfte Christoph Schmid diese noch ein

paar Jahre besuchen. Der Lehrer, ein jüngerer Geistlicher, hatte Freude und Geschick zu seinem Amte und wußte seine Schüler zu fesseln. Auch die deutsche Sprache pflegte er nach dem trefflichen Grundsatz (E168f.): „Es ist schmählich, daß wir alle Sprachfehler in der lateinischen Sprache so sorgfältig zu vermeiden suchen, aber in unserer Muttersprache so viele Fehler machen".

Da dem Lateinschüler viel freie Zeit übrig blieb, zog ihn der Vater noch mehr an sich: Christoph kam in seine Kanzlei und lernte dort ein neues Stück Welt kennen. Er mußte Zehentzettel schreiben, „Heiligen-Rechnungen" für Kirchen und Kapellen zusammenstellen, durfte für bedrängte Untertanen Bittschriften abfassen und konnte so Titulaturen und Kanzleistil mannigfach üben. Es hat seiner Schriftstellerei zum Glück nicht geschadet, wohl aber hat es seinem Menschentume genützt, auch dadurch, daß er sich nützlich fühlen durfte.

So hatte sich allmählich die Zeit erfüllt und es kam das große Ereignis, welches seine Jugendzeit im Vaterhause abschloß: Christoph Schmid verließ 1783 Dinkelsbühl — vom Vater, der bald darauf, zu Anfang des Jahres 1784, starb, war es ein Abschied für immer — und wurde Schüler des Obergymnasiums in Dillingen. Die Anstalt war eine Jesuitengründung. Die Gesellschaft Jesu war zwar seit einigen Jahren aufgehoben, aber für die Organisation des Gymnasiums brachte das keine wesentliche Änderung mit sich. Die Professoren waren meistens Exjesuiten. Erst von 1789 ab, wo des Professors Feneberg „Gedanken über das Schulwesen in Gymnasien" veröffentlicht wurden,[1]) bekamen auch die Realien im Dillinger Gymnasium Luft. Christoph Schmid mußte sich noch einen Überblick über die Geschichte in privaten Studien aus einem lateinisch abgefaßten Buche verschaffen.

In den zwei Jahren, wo Christoph Schmid die „Poesie" und „Rhetorik" am Dillinger Gymnasium absolvierte, wohnte er in der Stadt bei einem wohlhabenden Bürger, der eine Buchbinderei betrieb.[2])

[1]) Über diese Schrift vergl. man die Mitteilungen Sailers im 39. Bd. der „sämtlichen Werke", Sulzbach 1841; dort ist auch S. 16 der Schulplan Fenebergs abgedruckt.

[2]) Eine Gedenktafel an einem Hause in der Webergasse in Dillingen erinnert daran, daß Christoph Schmid 1782/83 dort als Schüler des Gymnasiums gewohnt hat. Die Jahreszahl ist allerdings unrichtig. Schmid war 1783—1785 Gymnasialschüler und hat in diesen zwei Jahren „zufrieden und vergnügt" in jenem Hause gelebt (E I 113).

Das kam seinem Bildungshunger trefflich zustatten. Solange die einlaufenden Bücher noch ungebunden dalagen, konnte das wißbegierige Studentlein nach Herzenslust darin herumschmökern. Obendrein befand sich neben seinem Zimmer eine Kammer, angefüllt mit alten Büchern. Hier stieß er auf Ciceros Briefe und vertiefte sich voll staunender Begeisterung immer wieder in die Sprachkunst des Römers, so daß er bei der Schlußprüfung den Preis aus dem lateinischen Briefe davontrug und sich als großer Lateiner bewundert sah. [1])

Als er so an der Schwelle des akademischen Lebens angelangt war, hätte die bedrängte Lage seiner verwitweten und vermögenslosen Mutter mit einem Haar alle seine Hoffnungen und Wünsche zerstört. Da trat ihm ein edler Studiengenosse, Heinrich von Brentano, selbstlos eine sehr günstige Hauslehrerstelle ab und rettete so den Freund vor dem Versinken in ein kümmerliches Schreiberdasein. [2])

Die Instruktorstelle im Hause des Geheimrats und Archivars von Weber wurde dem Universitätsstudenten mehr als eine bloße Handhabe des äußeren Fortkommens. Der Unterricht und die Er-

---

[1]) Herrn Hochschulprofessor und Bischöfl. Geistl. Rat Dr. Thomas Specht in Dillingen verdanke ich folgende Angaben über Christoph Schmid aus den Katalogen des ehemaligen Gymnasiums daselbst:

1783/84 (15 Jahre alt)

Ingenium: capacissimum.
Diligentia: maxima.
Profectus: inter optimos.
Mores: maxima laude dignissimi.

1784/85 (16 Jahre alt)

Ingenium: capacissimum.
Diligentia: maxima, sed morbo plus quam bimestri impedita.
Profectus: inter optimos.
Mores: omni laude digni.

Zum Profectus ist zu bemerken, daß die Schüler nach dem Fortgang in vier Klassen geteilt waren: Primi, Optimi, Meliores, Mediocres. Christoph Schmid befand sich also in der zweiten Klasse.

[2]) In der von Christoph Schmid verfaßten Biographie des Professors und späteren Domdekans Joseph Weber (Domdekan Joseph von Weber. Augsburg 1831) ist S. 76 auch diese für Schmid so kritische Zeit erwähnt. Doch erscheint es dort als Professor Webers ausschließliches Verdienst, daß Schmid die Hauslehrerstelle bekam; vom Freundschaftsdienst Brentanos verlautet nichts. Den genauen Sachverhalt geben die Erinnerungen (I 143 f.).

ziehung der drei Kinder war ihm eine Lust und eine ernste Sache zugleich. Die Fähigkeiten, die er zu seiner Aufgabe mitbrachte, waren nicht gering. Er besaß einen klaren, lebhaften Geist, tüchtige Kenntnisse und Liebe zur Jugend. Er ging planvoll vor und hatte anerkannten Erfolg. Die Art z. B., wie er seine kleinen Schüler in die symbolische Sprache der Landkarte einführte, darf mustergiltig genannt werden (E I 147 f.). In der Naturgeschichte verstand es der sinnige Lehrer gar wohl durch geschickte Fragen mehr aus den Kindern herauszuholen als in sie hineinzudozieren. Um ihnen z. B. den Nutzen des Eisens deutlich zu machen, fragte er sie, wie es in der Welt aussähe, wenn auf einmal alles Eisen hinweggenommen würde (E I 149). Allerdings machte sich hiebei der Gesichtspunkt der anthropozentrischen Teleologie, wie sie im 18. Jahrhundert (zum Verdrusse Goethes) herrschte, auch beim Naturkundeunterricht Christoph Schmids stark geltend (E I 148 f.).

Für die weitere Entwicklung Christoph Schmids war diese Hauslehrerstelle auch insofern von Bedeutung, als sein persönliches Auftreten Sicherheit gewann (E I 156).

Christoph Schmid gehörte der Bischöflichen Universität Dillingen volle sechs Jahre an, von 1785—1791. Es war übrigens Gymnasium und Universität bei weitem nicht so scharf geschieden wie heutigentags. Man sieht das auch daraus, daß Christoph Schmid 1784 am Katharinatage (24. November), wo die philosophische Fakultät seit alters das Fest ihrer Patronin feierlich zu begehen pflegte, ausersehen war eine lateinische Rede vorzutragen (E II 2); damals besuchte er aber erst die „Rhetorik".

Von den sechs Jahren akademischen Studiums entfielen zwei auf die Philosophie, die übrigen auf die Theologie. Der Universität Dillingen kam übrigens gerade zu der Zeit, wo Christoph Schmid ihr angehörte, eine gewisse Bedeutung zu. Professor Joseph Weber, bei dem Schmid Philosophie und Physik hörte, war ein selbständig forschender Kopf von Verdiensten um die Naturwissenschaften (vgl. den Artikel in der A. D. Biogr.). Sein lichtvoller Vortrag und seine Kunst im Experimentieren bot reiche und fortwirkende Anregung. Die Neigung Christoph Schmids für eine genau beobachtende, sinnige Versenkung in das Leben der Natur erhielt hier viel Nahrung und Antrieb.

Die tiefste und nachhaltigste Einwirkung empfing Christoph Schmid aber von dem Theologieprofessor Johann Michael Sailer.

Ihm ist denn auch der ganze zweite Band der Erinnerungen gewidmet. Der dankbare Schüler und spätere Freund gesteht noch als 85jähriger Greis, er empfinde gegen keinen Menschen auf Erden, den er persönlich kennen gelernt, eine größere Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit (E II, Vorwort S. IV). In der Tat war Sailer ein außergewöhnlicher Mensch und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man ihn ein ethisches Genie nennt. Alles ging bei ihm in gottinnigem Gutsein auf: „So lange in unserer Hand nicht alle Dinge, Kenntnisse, Lehren, Übungen, wessen Namens sie immer seien, Mittel zu Einem Zwecke werden, Mittel zur Besserung, Stärkung, Veredlung alles dessen, was sich an uns und andern bessern, stärken, veredeln läßt: so lange ist unser Denken nicht das rechte Denken, unser Schriftbetrachten nicht das rechte Schriftbetrachten — alles, was man Kunst, Wissenschaft, Gelehrsamkeit nennt, nicht die rechte Kunst, Wissenschaft, Gelehrsamkeit“ (Sailer, Vorlesungen aus der Pastoraltheologie, 1. Bd. S. 207; sämtliche Werke, 16. Teil, Sulzbach 1835).

So lehrte Sailer und es macht seine Größe aus, daß zwischen seiner Lehre und seinem Leben nicht nur kein Widerspruch bestand, sondern daß er im täglichen Umgang noch größer erschien wie auf dem Katheder und in seinen Schriften (vgl. Rem. Stölzle, Johann Michael Sailers Schriften, Kempten und München 1910, S. 7 f. und 20 f.).

Christoph Schmid nun gehörte auch zu jenen, die von Sailers Persönlichkeit ganz ergriffen wurden und nach ihm ihr Inneres formten, und er brachte den geistigen Kräften, die von Sailer ausgingen, empfindliche und willige Organe von ausdauernder Hingabe entgegen. Günstige Umstände kamen dem noch besonders zustatten: Schmids Vater und Sailer waren e i n e s Geistes und so kam, was der Vater gepflanzt, unter der Sonne Sailers zur schönen Reife.

Im Sommer 1791 empfing Schmid die Priesterweihe und elf Tage darauf, am 28. August, feierte er in der schönen Pfarrkirche seiner Vaterstadt die Primiz, wobei Sailer die Festpredigt hielt (E III 31 ff.).

Nach dem vorgeschriebenen, übrigens ehrenvoll abgekürzten Aufenthalt im Priesterseminar zu Pfaffenhausen (an der Mindel) kam Christoph Schmid Ende November 1791 als Kaplan im nahen Nassenbeuren unter. Hier wirkte er fast vier Jahre in ländlicher Stille, wie er es wünschte. Trotzdem entbehrte er des angeregten Verkehrs mit feingebildeten Menschen nicht. So ergaben sich Be-

ziehungen zu Freiherrn von Härtling, dem Stadtpfleger von Mindelheim und zugleich ersten Beamten der ehemaligen Grafschaft Mindelheim.

Ein früherer Professor des Dillinger Gymnasiums, der schon oben erwähnte Feneberg, war Pfarrer in Seeg (jetzt Bahnstation der Linie Kaufbeuren-Füssen) geworden und berief Christoph Schmid als zweiten Kaplan zu sich. Die Zeit, die Schmid dort zubrachte, hielt er selbst für die glücklichste seines Lebens (E III 110 und 131). Die Seelsorge war bei dem großen Umfang der Pfarrei zwar anstrengend, aber der vertraute Umgang und die eifrig betriebenen Studien mit dem edlen, vielseitig gebildeten Pfarrherrn und dem Mitkaplan ließen seinen bildungsfrohen Geist nicht ohne vielfältige Nahrung. Und in der Privatschule, die Feneberg für studierende Knaben eröffnet hatte, konnte er auch das docendo discere zu seiner Befriedigung an sich erfahren. Daß sich ihm hiebei gerade die Fabeln des Phädrus besonders ergiebig zeigten (E III 131), glaubt man ihm gerne: die frühe Lust an der Fabeldichtung (E I 122) und die schöne Gelegenheit das fabula docet in aller Gründlichkeit herauszuarbeiten, mochten sich vereinigen, ihm des Phädrus zierliche Stücklein lieb zu machen.

So fühlte sich Schmid in Seeg wohl geborgen. Da kam nach kaum fünfviertel Jahren (1796; vgl. E IV 78) die entscheidende Wendung, die Berufung als Schulinspektor nach dem gräflich-stadionschen Thannhausen im Mindeltale. Damit wird er fast zwanzig Jahre, bis 1816 (vgl. E IV 74 und 84), eng mit den Interessen der Volksschule verknüpft. Umsomehr, als es mit dem Inspizieren nicht getan war. „Ich fand," erzählt er (E III 123), „sogleich bei dem Antritte meiner Schulinspektorsstelle, daß ich wegen Mangels eines Schulgehilfen bei der übergroßen Anzahl von Schulkindern selbst Schule halten und die Dienste eines Schulgehilfen leisten mußte, wenn die Schule sich der Vollkommenheit nähern sollte." So konnte er die Freuden und Leiden eines Landschulmeisters unverkürzt kosten. Erst nach einer Reihe von Jahren, als seine Gesundheit zu leiden begann, wurde er durch einen Schulgehilfen entlastet (E III 138). Weitere Verbesserungen seiner bisher vielfach beengten Lage gestatteten es ihm, nun auch seine Schwester Franziska zu sich zu nehmen und einen eigenen Haushalt anzufangen.

Als dann durch den 24. Artikel der rheinischen Bundesakte im Jahre 1806 die Grafschaft Thannhausen unter die Landeshoheit Bayerns kam, erhöhte und erweiterte sich der Kreis seiner Tätigkeit. Er wurde unter dem neuen Regiment zum Distriktsschul-

inspektor „für alle Ortschaften des Landgerichts Ursperg diesseits der Mindel und auch noch der Herrschaft Edelstetten jenseits der Mindel“ ernannt. Dabei handelte es sich um eine völlige Neuorganisation. „Vor allem wurde mir eine Menge von Fragen über den bisherigen Zustand der Schulen vorgelegt. Um diese Fragen zu beantworten, mußte ich meinen Schuldistrikt, darunter viele in den Stauden gelegene Walddörfer, bereisen. Alle diese Schulen sollten neu organisiert, neue Schulhäuser oder doch Schulstuben erbaut, Sommer- und Sonntagsschulen eingeführt, den Lehrern die ihnen zugesicherten Gemeindeteile angewiesen, Absentenlisten u. s. w. eingereicht werden. . . . Außer den sehr weise angeordneten Schulvisitationen hatte ich noch einige Schulaspiranten zu unterrichten“ (E III 139).

Fast zwanzig Jahre wirkte so Christoph Schmid in dem freundlichen Marktflecken Thannhausen. Nach allen Seiten hin und weit über sein Schulamt hinaus erstreckte sich der belebende Einfluß seines gütigen und unermüdlich tätigen Wesens. Wenn z. B. bis auf den heutigen Tag am Fronleichnamstage die Straßen und Plätze Thannhausens in einem besonders reichen Schmuck prangen, so ist auch das noch eine fromme Überlieferung aus der Christoph Schmid-Zeit (E IV 34). Galt es ein Fest zu feiern, dann wurde der Schulinspektor zum sinnigen Gelegenheitsdichter und erhöhte damit die allgemeine Freude (E IV 56 ff.). In allem kam es ihm darauf an die Gemüter zu einer tieferen, aufs Übersinnliche gerichteten Auffassung anzuleiten und sein liebegetriebener Sinn fand immer neue Gelegenheiten der Veredlung der Seelen zu dienen. Am besten gelang ihm das bei den Mädchen und Frauen, weil er selbst ein weiches, empfindsames Gemüt hatte. Da in seinen Erzählungen so viel und bei jeder Gelegenheit Zähren der Freude, des Schmerzes, des Dankes u. s. w. vergossen werden, kann man sich denken, wie beim Vorlesen in der Schule öfter eine allgemeine Rührung die Schülerschaft ergriff. „Nicht selten wurde die Rührung so groß, daß nicht nur Tränen flossen, sondern ein lautes Schluchzen entstand und mit dem Vorlesen innegehalten werden mußte, bis sich die Zuhörer wieder gefaßt hatten“ (E IV 25). Doch blieb die Erziehungsarbeit Christoph Schmids nicht in der Rührung stecken. Die praktischen Ziele hielt er mit hohem Ernste und in unermüdlicher Arbeit fest. So erhob sich die Thannhauser Schule zu einer anerkannten Musterschule und der Ruf der pädagogischen Kunst und Tüchtigkeit Christoph Schmids

hatte auch die Wirkung, daß ihm eine Professur für die Pädagogik und Ästhetik am neuerrichteten Dillinger Lyzeum angetragen wurde. Aber er lehnte ab, wie auch später bei Berufungen nach Tübingen, Rottenburg und Landshut.

Dagegen vertauschte er im Jahre 1816 nach überaus segensreichem Wirken in Thannhausen das überlastete und kärglich dotierte Amt eines Distriktsschulinspektors mit einer Pfarre, die ihm mehr Mittel geben sollte die alte Mutter und mehrere studierende Brüder zu unterstützen. Daß für den verdienten Schulmann als Pfarrer in Bayern kein Platz war und daß er die Erfüllung seines Wunsches in Württemberg suchen mußte, wird in den Erinnerungen (IV 72 f.) so erklärt: Christoph Schmid hatte einen Ruf als Professor der Pädagogik und Ästhetik an das Lyzeum in Dillingen erhalten und war von dem Oberkirchenrat Wismayr wiederholt eingeladen worden die Professur anzutreten, mußte aber wegen seiner damals sehr darniederliegenden Gesundheit ablehnen. Die Zeitungen brachten nun die Nachricht, nicht Gesundheitsrücksichten seien der Grund der Ablehnung, sondern Christoph Schmid sage der Wismayrsche Studienplan nicht zu. Bekanntlich war dieser Studienplan auch für die Berufung von J. H. Voß nach Bayern der Stein des Anstoßes und Wismayr ward darob auch sonst viel angegriffen. [1]) Der Ober-

---

[1]) Joseph Wismayr kommt in seiner Selbstbiographie, Freising 1857, S. 18 zwar auf die Anfeindungen seines Studienplanes zu sprechen, erwähnt aber von Schmid nichts. Das Schreiben Schmids, in dem er die angetragene Professur ablehnt, hat Thomas Specht im Jahrbuch des Histor. Vereins Dillingen, IX. Jahrg. 1896, S. 253 veröffentlicht; es lautet:

Kurpfalzbayrische Landesdirektion!

So ehrenvoll das gnädigste Zutrauen Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht für mich ist, so tief gerührt ich davon bin, so glücklich ich mich schätzen würde, in den schönen Wirkungskreis eines Lehrers der Pädagogik und Ästhetik einzutreten: so setzen doch meine Gesundheitsumstände, die seit einiger Zeit sehr schwächlich sind und nicht sobald eine gänzliche Wiederherstellung hoffen lassen, mich außer Stande, von der zugedachten höchsten Gnade Gebrauch zu machen.

Mit der vollkommensten Bereitwilligkeit, wenn ich je wieder genesen werde, alle meine Kräfte Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zu widmen, empfehle ich mich in tiefster Unterwürfigkeit Höchstdero ferneren höchsten Huld und bin ehrfurchtsvoll der Kurpfalzbayrischen Landesdirektion unterthänig-gehorsamster Diener

Thannhausen an der Mindel
den 24. Sept. 1804.

Christoph Schmid,
Benefiziat.

kirchenrat entzog jetzt Christoph Schmid seine bisherige Gewogenheit und so wurden dessen wiederholte Bewerbungen um eine Pfarrei, zuletzt um eine wenig bedeutende Dorfpfarrei, abgewiesen. Soweit die Erinnerungen. Ob aber nicht doch noch anderes im Spiele war, bleibe dahingestellt.

Im Frühjahr 1816 also verließ er, der fast zwei Jahrzehnte hindurch der gute Engel Thannhausens gewesen war, Bayern und siedelte als Pfarrer nach Oberstadion über, welche Pfarrei ihm vom Grafen Stadion auf sein Ansuchen verliehen worden war (E IV 73 f.). Auch hier wurde ihm nicht lange darauf das Amt eines Bezirksschulinspektors angetragen; Christoph Schmid übernahm es jedoch nicht. Wenn er schon einmal schreiben sollte, dann schrieb er lieber unterhaltsam-auferbauende Erzählungen als bürokratische Umständlichkeiten, unter denen er auch so schon genug litt und über die er in einem Briefe an Sailer seufzte (E IV 105 f.): „Und dann wünschen viele, daß wir von den vielen Schreibereien, die nur zu oft ein großes Hinderniß der geistigen Thätigkeit sind, befreit werden möchten. Mir werden diese Schreibereien mit jedem Tag lästiger. Es mag nun wohl meine Nervenschwäche mit Ursache seyn, daß sie mir gar so zuwider sind, indeß mag es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich lieber etwas Nützliches als etwas Unnützes schreibe. Es regte sich daher schon öfter der ernstliche Wunsch in mir, die Pfarrei, da ich oft längere Zeit mehr Schreiber als Pfarrer seyn muß, ganz aufzugeben und ein mir angemessenes Benefizium zu suchen, wo ich wohl in der Seelsorge arbeiten, allein von allen den neu ersonnenen Schreibereien, ohne welche die Welt vorhin auch bestand, ganz frei wäre, und dann vielleicht als Schriftsteller meinen Mitmenschen noch nützlich werden könnte.“ Doch gingen trotz alledem aus dem niedlichen, der aufgehenden Sonne entgegenschauenden Studierstübchen auf dem Bodenraum seines Pfarrhauses mehrere seiner allerdings schon in Thannhausen entworfenen Erzählungen in die Welt hinaus (E IV 106).

Von Stadion aus bereiste Christoph Schmid auch die Schweiz, ohne daß wir jedoch darüber (bis auf Spuren in der Erzählung „Adelheid von Thalheim“) nähere Kunde haben. Auch an sonstigen Anregungen im Verkehr mit geistig und gesellschaftlich hochstehenden Persönlichkeiten fehlte es nicht; zu ihnen gehörte z. B. die gräfliche Familie Stadion, der ehrwürdige ehemalige Prälat der Reichsabtei Marchthal, Friedrich von Walter, der Maler Huber, von dem noch

in manchen Kirchen und Kapellen des Schwabenlandes Gemälde angetroffen werden, der Genremaler Pflug und andere.

Die Thronbesteigung Ludwigs I. von Bayern hatte auch für Christoph Schmid eine glückliche Folge: er wurde vom König ins Augsburger Domkapitel berufen. Das war im Jahre 1826, nachdem er gerade zehn Jahre die Pfarrei Oberstadion innegehabt und mit treuem Seelsorgeeifer verwaltet hatte. Schon im Teuerungsjahr 1817 verdiente er sich den Dank und das Lob der württembergischen Regierung (E IV 90 f.), bei der Erledigung des Bischofstuhls von Rottenburg war er sogar vom württembergischen Klerus als Landesbischof vorgeschlagen worden[1]) und jetzt folgte ihm die ehrenvollste Anerkennung seiner Verdienste durch den Bischof und die noch lange die Trennung überdauernde Liebe und das fromme Bittgebet seiner Pfarrgemeinde in den neuen Wirkungskreis.

Allerdings, dem Freund des stillen, den Musen günstigen Landlebens wollte anfangs das „geräuschvolle“ Treiben der damals doch noch recht behäbig-stillen Lechstadt gar nicht gefallen. Auch der verhaßte Aktenstaub und das amtliche Schreibwerk machte ihn die erste Zeit unlustig. Besser wurde es erst, als er ein eigenes Häuschen in ruhiger Lage mit Sonnenschein und einem Gärtchen erstand. Dieses Christoph Schmid-Häuschen steht noch in Augsburg (Karmelitergasse) und eine Gedenktafel daran erinnert an seinen früheren berühmten Besitzer.

Im Ordinariate hatte Schmid das Referat über die Schulangelegenheiten. Als im Jahre 1832 in den einzelnen Kreisen Kreisscholarchen eingesetzt wurden, wurde Christoph Schmid das Amt eines solchen für Schwaben und Neuburg übertragen. Auch der Kommission zur Prüfung und Abfassung zweckmäßiger Lehrbücher für die Volksschulen Bayerns gehörte er seit 1834 an.

In treuer Erfüllung der Amtsgeschäfte verrannen nun in ruhigem Gleichmaß die Jahre; durch regelmäßige Erholungsreisen wurden sie angenehm belebt. Würden, Titel und Ehrungen stellten sich ein: im Jahre 1837 wurde er mit dem Verdienstorden der bayr. Krone geschmückt, 1841 feierte er das goldene Priesterjubiläum in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl und der 15. August 1847, wo er ins achtzigste Lebensjahr eintrat, gestaltete sich zu einem groß-

[1]) Besondere äußere Umstände gibt Binder in der Allg. Deutschen Biographie als Grund an, daß der Vorschlag nicht die staatliche Zustimmung erhielt; vgl. ferner E IV 127.

artigen Festtag für ganz Augsburg: alles, Volk, Behörden und Schulen trugen wetteifernd zum Glanze dieses Ehrentags des verdienten und wahrhaft liebenswerten Mannes bei. Im nächsten Jahr ernannte ihn die ihr 500jähriges Bestehen feiernde Prager Universität zum Ehrendoktor der Theologie und schließlich verlieh ihm noch der neue König, Max II., im Jahre 1850 das Komturkreuz des Verdienstordens.

Trotz mannigfacher Altersbeschwerden blieb der Arbeitsfreudige ein Frühaufsteher. Der schriftstellerische Ertrag der letzten Lebensstufe Christoph Schmids war denn auch dem Umfange nach beträchtlich. Doch fallen jene Erzählungen, die ihn so berühmt und beliebt machten, schon in die früheren Lebensabschnitte. Seine letzte Arbeit waren die „Erinnerungen aus meinem Leben." Ihre Vollendung sollte ihm leider nicht vergönnt sein: die im Sommer 1854 auch in Augsburg schrecklich wütende Cholera raffte ihn am Sonntag den 3. September dieses Jahres weg.

II. Die Persönlichkeit.

„Christoph Schmid gehörte zu jenen Menschen, die, wenn man sie sieht ohne sie zu kennen, einen tiefen Eindruck machen und die man, wenn man sie einmal gesehen hat, wieder so leicht vergißt" (Briefe und Tagebuchbl., 147 f.). Schon das Äußere Schmids war von eindrucksvoller Wohlgeschaffenheit: „Man konnte nicht bald einen schöneren Greis sehen. Er hatte eine hohe, intelligente, schön gewölbte Stirne, die besonders im höheren Alter sehr ehrwürdig hervortrat. Seine silberweißen, seidenweichen Haare fielen in kunstlosen Locken hernieder. (Er liebte sie lang zu tragen und ärgerte sich über den Haarschneider, wenn er ihn fast kahl geschoren hatte.) Er hatte kleine, blaue, etwas tief liegende Augen voll hellen, milden Glanzes. Die Wangen waren blühend rot, wie die eines Jünglings, die Gesichtsfarbe frisch und gesund, der Mund klein und freundlich. Auch im Alter hatten seine Züge nichts Hartes, Eckiges und namentlich, wenn er ganz ruhig war, trat der Grundton seines Wesens — Milde und Güte — am deutlichsten in seinem Antlitz hervor. — Seine Gestalt war, wenn auch klein, doch in allen Teilen wohl proportioniert. Ebenso hatte er eine schöne, kleine Hand, mit der er alles sehr zart berührte" (B. u. T. 147).[1])

[1]) Das Lokalmuseum in Dinkelsbühl besitzt mehrere Bildnisse Schmids, darunter eine Pastellzeichnung von Friedrich Butziger vom Jahre 1850

Dem zarten Körper entsprach ein empfindsames Nervensystem. Ja er spricht selbst von einer Nervenschwäche (E IV 106). Zeitlebens war denn auch Christoph Schmid in seiner Gemütsstimmung von der Witterung stark abhängig: „An schönen, sonnigen Tagen, an denen ihn keine rheumatischen Schmerzen plagten, war er sehr gesprächig, würzte das Mahl mit Erzählen heiterer Anekdoten und lachte selbst herzlich mit. Seine Miene war dann außerordentlich freundlich, sonnig hell wie der Himmel draußen. Drückten aber den Himmel schwere Wolken, so fühlte auch er sich niedergedrückt. Er konnte dann sehr düster und einsilbig sein, ja oft gar nichts sprechen. Er aß nur wenig und entfernte sich bald mit dem Bemerken: ‚Eßt doch, ich muß mich niederlegen . . .' Je wärmer die Witterung war, desto wohler fühlte er sich" (B. u. T. 131 f., dazu E IV 65).

Der ungünstigen Anlage zu nervöser Niedergeschlagenheit wirkte Christoph Schmid durch große Mäßigkeit [1]) entgegen. Er hatte ein feines Gefühl für die dem Körper am meisten zuträglichen

---

(vgl. E IV 149) und eine Steinzeichnung von M. Fröschle vom August 1847. Im zeichnerischen Rahmen des letzten Portraits sind die Orte des Wirkens von Christoph Schmid mit den Jahreszahlen Dillingen 1783, Seeg 1794, Thannhausen 1797, Oberstadion 1817, Augsburg 1827 angegeben. Bei Thannhausen muß es jedoch 1796 und bei Oberstadion (vgl. E IV 74 u. 84) 1816 heißen.

[1]) Ein Bild seiner mäßigen Lebenshaltung gibt Dr. Karl Haas in der Neuen Sion, 1854 Nr. 109 S. 570: „Zweierlei war mir ein Rätsel an Schmid, bis ich ihn näher kennen zu lernen das Glück hatte: Woher nimmt dieser Mann die Zeit, woher das Geld um den unglaublichen Anforderungen zu genügen? Die Zeit nahm er der Ruhe und Bequemlichkeit und der strengen Geschäftsordnung vom frühesten Morgen bis zur späten Nacht. Das Geld nahm er von seinem Fleiße, noch mehr aber von der Quelle der großen Einkünfte: von äußerster Sparsamkeit gegen seine Person. Diese verriet auf den ersten Anblick die Reinheit seines Wesens, die Einfachheit einer so edlen Natur und die Erhabenheit über unnötige Bedürfnisse gewöhnlicher Menschen. Diesem entsprach der bürgerliche Hausrat, der sich in jedem Zimmer gleichblieb und durch sinnige Anordnung von lauter guten Bildern den wohltätigsten Eindruck auf den Eintretenden machte. Essen und Trinken waren bei ihm so auf das Nötigste beschränkt, daß gar oft sein Arzt ihn zu Mehrerem ermuntern mußte. Also lebte er bis in seine letzten Tage und wohl 40 Jahre lang war sein Nachtessen ein weichgesottenes Junghennenei, wozu er mit seiner Schwester Fanny ein Glas Bier, zuweilen der Gesellschaft zu Liebe ein Gläschen Wein trank."

Speisen. Der Eremit, der sich von Wurzeln, Kräutern und Früchten nährt, scheint die stille Sehnsucht Schmids gewesen zu sein.[1])

Dieses Verlangen von der Knechtschaft des Leibes erlöst zu sein ist der Ausdruck einer innerlichen Natur. Von geistigen Interessen ist denn auch Christoph Schmid beherrscht bis in die letzten Tage seines Lebens. Wie jeder geistig bedeutende Mensch besaß er die Fähigkeit der Konzentration. So merkt er selbst in seinem Tagebuch (B. u. T. 72) einmal an, er habe sich von der Vorliebe für die englische Sprache zu sehr hinreißen lassen, so daß die übrige Ordnung darunter litt. Es ergreife ihn so leicht ein Gegenstand, daß er alles andere darüber vergesse. Ähnlich S. 140: „Beim Studieren vertiefte sich Christoph Schmid ganz in seinen Gegenstand; er war mit ganzer Seele dabei und vergaß alles um sich her. Aus diesem Grunde und, da er überdies sehr zarte, reizbare Nerven hatte, erschrak er heftig, wenn jemand anklopfte oder unvermutet in sein Zimmer trat. Er fühlte sich unbehaglich und mußte sich erst sammeln."

Für die geistige Regsamkeit Schmids ist auch in hohem Maße ein Brief des zwanzigjährigen Studenten bezeichnend; darin berichtet er von sich (B. u. T. 9 f.): „Das Beste, was ich wirklich lese, ist Herders[2]) Schrift vom Erkennen und Empfinden — lauter neue, kühne, große Ideen. Ganz heißhungrig fiel ich darüber her. Ich kann's gar nicht satt werden. Mir ist, als packte mich ein Riese und schleuderte mich in eine neue Welt, worin ich mich denn wirklich auch befinde und zwar ganz wohl. Schrift, Philosophie, schöne Wissenschaften und Künste sind meine vorzüglichsten Beschäftigungen. Die Früchte meiner Arbeiten sind aber noch immer grasgrün. Wenn sie einmal reifen, werd' ich Dir davon zu kosten geben."

---

[1]) Vgl. z. B. den Vater Menrad im Heinrich von Eichenfels und den Vater Benno in der kleinen Lautenspielerin. Sehr bezeichnend ist auch das Gedicht „die Eremitenwüste" in einem Briefe vom August 1793 (B. u. T. 40 ff.); darin heißt es:

Das Glöcklein klingt. Nur Wurzeln, Kräuter
Und Früchte zeigt der Tisch.
Dabei sind sie vergnügt und heiter
Gesund und froh und frisch.

Vgl. auch die „Blumen der Wüste", Erzählungen aus dem Leben der ersten christlichen Einsiedler.

[2]) Man vgl. dazu den Schluß des Vorwortes der „Apostel Deutschlands" (XXVII).

Wir verstehen demnach, daß Christoph Schmid bestrebt war seine Muße würdig auszufüllen. So trieb er als Kaplan neben theologischen auch griechische und hebräische Studien und eignete sich zur französischen und englischen Sprache auch noch die italienische an (E III 64 u. 111).

Die Naturwissenschaften waren ihm von jeher lieb. Professor Weber in Dillingen hatte ihn hier besonders angeregt und so wurde er ein sinniger, feiner Beobachter der Natur (vgl. E III 95 und B. u. T. 95 f., 103 f.). Dieses Gebiet war ihm so vertraut, daß er als Schulinspektor in Thannhausen die Absicht hatte eine Naturgeschichte für die Jugend zu verfassen (B. u. T. 137). Später — es war die Frucht seiner schon erwähnten Ernennung zum Mitglied der Schulbücherkommission — bearbeitete er dann in Gemeinschaft mit G. H. von Schuberth den naturgeschichtlichen Teil des Lesebuchs für die mittleren und oberen Klassen der bayrischen Volksschulen. Auch „Der Rosenstock und seine Bewohner" fand in ihm einen Darsteller (E IV 177) und die Beschreibung eines Blitzschlages (E IV 153) atmet echten Naturforschergeist.

Sein ganzes Seelenleben war eingestellt auf ein äußerst feines Formgefühl und feinnervig und empfänglich für alle Schöne, wie er war, zog es ihn mächtig zur Kunst: „Ein Ehrfurchtsschauer überfällt mich, so oft ich nur einen Fuß hineinsetze (in die „große, majestätsvolle" Pfarrkirche von Dinkelsbühl). Stundenlang staunte ich dies Wunder deutscher Baukunst schon an. Bögen voll wollte ich darüber hinschreiben" (B. u. T. 47; vgl. E III 3 f. und das erste Kapitel der Erzählung „Das hölzerne Kreuz" III 185 ff., wo ein Münster, offenbar nach dem Vorbilde der Pfarrkirche von Dinkelsbühl, eindrucksvoll geschildert wird). Ein „Gemäldezimmer" machte ihn „bald närrisch" (B. u. T. 48; vgl. E IV 149 u. 171). Für die Malerei [1]) hatte er überhaupt eine besondere Neigung und viel Verständnis, wie er denn auch als Knabe bei einem Maler Zeichenunterricht genoß (E I 12 u. 144). Vorbildlich war er darin, daß er Künstler durch Bestellungen im Kampf ums Brot unterstützte.

[1]) In seinen Erzählungen spielen daher Gemälde vielfach eine sinnige Rolle (solche sind z. B. „Der Weihnachtsabend", „Klara", „Das beste Erbteil", „Das Marienbild", „Das beschädigte Gemälde"). Eine lustige Malergeschichte ist „Angelika". Dort kommt auch seine Kunstauffassung in den Worten zum Ausdruck: „Die Religion muß die Seele aller wahren, echten Kunst sein, ja die Seele unserer Seele" (IX 228).

Auch für die Musik war Christoph Schmid sehr empfänglich (B. u. T. 85) und übte sie auch selbst aus. Nach einer Stelle in den Erinnerungen (III 64) scheint er sogar fähig gewesen zu sein auf dem Klavier frei zu phantasieren. [1])

Ganz besonders gehörte jedoch sein Herz der Dichtkunst. Kleists Frühling entzückt das junge Studentlein und Goethes Werther kostet er wie feurigen Wein (E I 122 f.). Der Götz von Berlichingen war sein Lieblingsschauspiel (B. u. T. 53). „Shakspeares Riesengröße — ich kann oft nur staunen, schauern, schmelzen, wenn ich so auf die rechten Stellen stoße", bekennt er selbst (B. u. T. 36 und E IV 215 f.). Über seine Vertrautheit mit der deutschen und fremdländischen Literatur ist weiteres beigebracht in den Erinnerungen IV 208 ff.

Zum hellen Verstand, zu seiner Neigung für Künste und Wissenschaften gesellte sich ihm ein tiefes, inniges Gemüt. Er konnte niemand wehe tun. Allem, was da lebt auf der schönen Gotteswelt, wollte er wohl. Er verabscheute die Jagd als ein rohes Vergnügen, er liebte die Pflanzen und Tiere (B. u. T. 9, 80, 133; E III 65; IV 145 ff.). Um ein recht gutes, reines, mitleidvolles Herz bittet er Gott (B. u. T. 86). „Sein Bedürfnis war alles zu erfreuen, was in seine Nähe kam, vieles für die Kunst und arme Künstler zu tun, selbst vom Undank und der Zudringlichkeit sich nicht ermüden zu lassen und mit barmherzigem Auge verborgene Not aufzusuchen und zu lindern. Diesen Eifer verdoppelte er besonders an den Festtagen der Christenheit. So ist es begreiflich, daß Schmid der Mann war, der keinen Feind hinterließ, wohl aber unzählige dankbare Herzen und treue Freunde von den untersten Ständen angefangen bis hinauf zu Kardinälen und Fürsten" (Dr. Karl Haas, Neue Sion, 1854 Nr. 109 S. 570). — „Laß uns die Menschen lieben, wie sie sind, und uns in der Liebe üben", ruft er einem Freunde zu (B. u. T. 51) und er muß Jesus „immer aufs neue huldigen, daß er die Liebe zum Zentralpunkt seiner Religionslehre machte, von dem alles ausgehen, auf den alles zurückkommen muß" (B. u. T. 51). Toleranz ist ihm daher ein echtes Herzensbedürfnis: „Erblickst Du einen in Jammer und kannst ihm helfen — o frage nicht lange: Ist er ein Christ? Ist er katholisch? Er ist ein Mensch: Dein Bruder, Deine Schwester. So machte es Jesus. Er machte die Tochter einer Kananiterin, einer Heidin, gesund. Folge Jesu

[1]) Vgl. auch Schmids Kantate: Cäcilia oder die Feier der Tonkunst, Augsburg (ohne Jahr).

nach!“ (B. u. T. 99). In dieser toleranten Gesinnung ist er der würdige Sohn seines edlen Vaters, der würdige Schüler Sailers. Er ist wie Sailer eine durchaus irenische, unpolitische Natur. Daher war er auch gar nicht für Polemik beim Predigen (E III 55).

Mit heiligem Ernst arbeitet er an seiner Selbsterziehung. Wenn Christoph Schmid als Kaplan sich gewissenhaft in die Nachfolge Christi einlebt und sie sogar abschreibt um desto mehr ins einzelne einzudringen (B. u. T. S. 64; vgl. dazu „Die Edelsteine“ XII 193 f.), so erinnert man sich, daß Sailer ein besonderer Freund der Imitatio Christi war, sie den Priesterkandidaten immer wieder ans Herz legte und selbst eine vielgerühmte Übersetzung besorgte (E II 152 f.). Sailer war es auch, der in seinen „Vorlesungen aus der Pastoraltheologie“ genaue und ansprechende Anleitungen zu einer erbauenden Schriftbetrachtung gab. Diese Wertschätzung der Bibel ging auf Schmid über.

Seine Religion — das geht aus dem gesagten schon hervor — war eben ganz Innerlichkeit, Kultur der Gesinnung. Das geht so weit, daß er z. B. in der Erzählung Josaphat eine Auffassung der Sakramente vertritt, die mit dem Dogma der Kirche offenbar im Widerspruch steht; es heißt dort (XV 100): „Was jetzt äußerlich geschehen ist (gemeint ist eine Taufe), deutet an,[1]) was innerlich in dir vorgegangen.“ Und ebenda S. 130: „Alles, was hier in diesem Tempel äußerlich geschieht, soll in unserm Innersten vorgehen. Unser Innerstes, unser Geist, soll ein Tempel Gottes sein. Da sollen wir Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. . . . Wir sollen, indem wir äußerlich von Sünden losgesprochen werden, innerlich so voll Glauben, Reue und guter Vorsätze sein, daß wir, in der Tat los und frei von dem Joche der Sünden, ihr nicht mehr dienen.“ Als treuer Schüler des gemaßregelten Sailer und, wie angenommen werden darf, in unmittelbarem Zusammenhang mit der gegen Pfarrer Feneberg im Februar 1797 eröffneten Inquisition (vgl. Sailers sämtliche Werke 39. Bd. S. 92) war denn auch Christoph Schmid in der ersten Zeit seines priesterlichen Wirkens verdächtig und blieb nicht ganz unangefochten. Er erzählt selbst in seinem Tagebuch (B. u. T. 118 ff.) ausführlich von einer Haussuchung, die er in Thannhausen über

[1]) In dem Handbuch zu seinem „Katechismus der christkatholischen Religion“, Augsburg 1844/45, 4. Bd., S. 89 sagt Schmid dem Dogma entsprechend: „Diese von Jesus angeordnete Zeichen deuten die Gnade, die wir empfangen sollen, nicht bloß an; die angedeutete Gnade wird uns dadurch wirklich mitgeteilt.“

sich ergehen lassen mußte und bei der nach verdächtigen Briefschaften und Büchern gefahndet wurde. Es wäre aber ein offenbares Unrecht Christoph Schmid deswegen irgendwie im Gegensatz zur Kirche zu denken. Er war ein treuer Sohn der katholischen Kirche und starb als solcher.[1])

Christoph Schmid hat unermüdlich an sich selbst gearbeitet und sich aller Gaben, die er von einem gütigen Geschick empfangen, würdig erwiesen. Er bereicherte den geistigen Besitz der Menschheit nicht durch neue, große Gedanken, aber zwei Menschenalter hindurch müht er sich uneigennützig im Dienst der christlichen und menschlichen Ideale und stets hat er mehr als seine Pflicht getan. Er war vielen ein Lichtbringer und in unverdrossener Kleinarbeit, in stetem Kampf mit den Stunde um Stunde neugeborenen Widerständen des Alltags gab er das Licht weiter, das namentlich durch Sailer in seine Seele gefallen war. So steht Christoph Schmid vollwertig und vorbildlich vor uns: er war treu im Guten und lebte für andere.

III. Der Pädagoge.

Wenn nun im folgenden von Christoph Schmid als Pädagogen die Rede ist, so mag zunächst festgestellt werden, in welchen Richtungen er für die Geschichte der Pädagogik in Betracht kommt. Er gehört nicht zu den großen Führern, die mit bahnbrechenden Ideen und Anregungen in den Werdegang ihres Volkes und der Menschheit richtunggebend eingriffen. Er war nichts weniger als ein Theoretiker der Pädagogik und er hat nie das Bedürfnis gehabt ein eigenes System dieser Wissenschaft aufzustellen. Ein Organisator im großen Stil wie der Abt Ignaz von Felbiger war er auch nicht. Er zählt dagegen zu jenen vielfach vergessenen oder kaum bekannten Pädagogen, wie z. B. der Pfarrer Bartholomäus Bacher[2])

[1]) Die päpstlichen Zensoren seines Katechismus erkennen in ihren Annotationes in catechismum germanicum lobend des Verfassers vollkommene Rechtgläubigkeit an: vgl. den Hirtenbrief des Bischofs von Augsburg vom 7. Januar 1837, angeführt bei Kehr, Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts, 6. Bd., Gotha 1890 S. 163.

[2]) Vgl. Joseph Heigenmoser, Pfarrer Bartholomäus Bacher, ein Schulmann des Chiemgaues aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, (in den Beiträgen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern, herausgegeben von der Gruppe Bayern der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, 2. Heft, Berlin 1901).

einer war, zu jenen Pädagogen, die in der Gefolgschaft der Aufklärungspädagogik in der eigenartigen Brechung, wie sie sich im katholischen süddeutschen Klerus darstellt, mit am Werke waren die Forderungen ihrer Zeit in kleinem Kreise und in der Kleinarbeit des Alltags zu verwirklichen.

Die Zeit, in der Christoph Schmid als „deutscher Schulmeister" zu Thannhausen an der Mindel tätig war (1796—1816), bedeutet für die deutsche Volksschule die Zeit ihrer Neugestaltung und Ausbildung. Die Ideen der Aufklärung hatten schon seit Jahrzehnten in die Entwicklung der Pädagogik eine stürmische Bewegung gebracht. Die Gedanken und das praktische Vorgehen der großen Führer und Organisatoren wirkte, wenn auch in mancherlei Abstufungen, in Nord und Süd weiter. Mit Beginn des neuen Jahrhunderts ging auch der bayrische Staat unter seinem aufgeklärten Regenten Max Joseph und dessen Minister Montgelas daran die Idee eines Kulturstaates der Verwirklichung entgegenzuführen. Vor allem tat eine planmäßige Neuorganisation der Volksbildung not. Sie wurde im Jahre 1802 mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht im ganzen Kurfürstentum angegriffen. Kurz darauf (am 11. Januar 1803) erging vom kurfürstlichen Generalschul- und Studiendirektorium an alle Geistlichen ein Aufruf, der sie für das „Ideal einer guten Schule" begeistern und ihre Kraft für die große Sache gewinnen wollte. Die Verordnung vom 3. August 1803 gestaltete dann den Organismus der Schulbehörden weiter aus: zu dem Generalschul- und Studiendirektorium als Zentralbehörde wurden Oberschulkommissariate, Lokalschulkommissionen und Schulinspektorate geschaffen. Noch im gleichen Jahre (1803) wurde die Errichtung von Feiertagsschulen und 1804 auch die von Industrieschulen für Knaben und Mädchen angeordnet. 1804 erschien der treffliche „Lehrplan für die Elementarschulen", der dann 1811 verbessert und erweitert als „Lehrplan für die Volks-Schulen in Baiern" ausgegeben wurde. Dem dringenden Bedürfnis nach besser vorgebildeten Lehrkräften sollten Lehrerseminare entgegenkommen, die nun in rascher Folge in allen Teilen des Landes erstanden. Im Jahre 1808 wurde wiederum eine neue Organisation der Schulbehörden durchgeführt. Die Königliche Verordnung vom 15. September dieses Jahres bestimmte: „Die oberste Leitung und Aufsicht über alle Gegenstände des Schul- und Erziehungswesens führt das geheime Ministerium des Innern durch eine eigene Zentralbehörde:

‚Sektion für öffentliche Erziehungs- und Unterrichtsanstalten'. In den einzelnen Provinzen sind Regierungs- oder Kreiskommissariate bestellt. Die denselben untergeordneten Organe sind: a) ein Kreisschulrat, b) die Distrikts- und c) die Lokalschulinspektionen und hinsichtlich der Schulpolizei-Handhabung die Landrichter oder in gutsherrlichen Schulen die Patrimonialbeamten." [1])

Christoph Schmid wurde von den grundlegenden organisatorischen Veränderungen, welche das Volksschulwesen Bayerns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erfuhr, in der ersten Hälfte seines zwanzigjährigen pädagogischen Wirkens in Thannhausen noch nicht unmittelbar berührt. Erst als das gräflich Stadionsche Thannhausen 1806 zu Bayern geschlagen worden war, sah er sich in die Neubildung des bayrischen Schulwesens hineingezogen; 1809 zum Distriktsschulinspektor ernannt, hatte er die Schulen seines Amtskreises nach den bayrischen Instruktionen neu auszubauen. In ihren Einzelheiten kann diese Tätigkeit freilich nicht mehr gebührend ans Licht gezogen werden, weil es an Quellen mangelt. Weder im Kultusministerium, noch im K. Reichsarchiv, noch in der Registratur der K. Kreisregierung von Schwaben und Neuburg, noch im K. Kreisarchiv in Neuburg konnten auf Ansuchen einschlägige Akten nachgewiesen werden.

So muß sich die Darstellung von Schmids pädagogischem Wirken in der Hauptsache auf jene Zeit beschränken, da er als Schulbenefiziat mit dem Titel „Schulinspektor" oder „Schuldirektor" die Schule Thannhausens leitete. Mancherlei Wesenszüge hat er hiebei mit dem edlen Eberhard von Rochow gemein. In einem allerdings ist der Unterschied der beiden tiefgreifend: Rochow wurde aus innerstem Drang Schulreformator, Schmid dagegen folgte dem Rufe nach Thannhausen nur zögernd und mit einigem Widerstreben. Freilich als er dann einmal die Leitung der ihm angetragenen Schule übernommen hatte, gehörte ihr auch sein Herz. Sowohl als päda-

[1]) Vgl. Joseph Gebele, die Ausbildung der Aufsicht über die Volksschule in Bayern im Übergange vom 18. zum 19. Jahrhundert, (in den Beiträgen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Bayern herausgegeben von der Gruppe Bayern der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, 1. Heft, Berlin 1901) S. 126; ferner Sander, Geschichte der Volksschule, 5. Bd., 3. Abt. der Geschichte der Erziehung von K. A. Schmid, Stuttgart und Berlin 1902, S. 140 ff.; J. Heigenmoser und A. Bock, Geschichte der Pädagogik, München 1909, S. 277; Mich. Döberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns, 2. Bd. München 1912, S. 415 ff.

gogischer Praktiker wie auch als pädagogischer Fachschriftsteller hat er in dem schwäbischen Marktflecken Thannhausen eine Tätigkeit entfaltet, die gar wohl verdient gewürdigt zu werden. Umsomehr als gerade die Thannhauser Zeit auch für die Jugendschriftstellerei Schmids von entscheidender Wichtigkeit ist: aus dem Pädagogen erwuchs der Jugendschriftsteller. Somit ist uns der weitere Weg für unsere Darstellung vorgezeichnet. Zunächst werden wir uns die praktische pädagogische Tätigkeit Schmids zu vergegenwärtigen suchen; dann wollen wir seine pädagogische Fachschriftstellerei würdigen und von da zur Erörterung jener Fragen übergehen, welche für die Jugendschriftstellerei Schmids hauptsächlich in Betracht kommen.

1. Das praktische pädagogische Wirken in Thannhausen.

„Als ich die Leitung und Aufsicht der Schule zu Thannhausen übernommen hatte, fand ich, daß die Schulkinder mit vielem Fleiße unterrichtet worden; allein die Methode war noch mangelhaft. Um sie zu verbessern, machte ich mit dem Leseunterricht den Anfang.“ So in den Erinnerungen (III 141). Daran anschließend gibt Schmid einen Überblick über das Lehrverfahren, das er im Lesen, Schreiben, Rechnen und Religionsunterricht befolgte. Inwieweit er sich dabei an der Pädagogik seiner und der früheren Zeit orientiert hat, erwähnt er selbst nicht und bleibt bei der Dürftigkeit seiner Angaben dunkel. [1]) Nach der Darstellung Schmids müßte man annehmen, er habe ganz aus Eigenem seine Verbesserungen beim Unterricht durchgeführt.

Wie nun Schmid zunächst beim Leseunterricht verfahren ist, läßt sich in allen Einzelheiten aus seinen kurzen Bemerkungen

[1]) Daß ihm die pädagogische Literatur nicht fremd war, beweist eine Stelle aus einem Briefe an Professor Salat vom 15. Mai 1849, wo es heißt: „Ich habe mich schon in meinen Studierjahren, als Hauslehrer bei dem Herrn Geheimen-Rath v. Weber, eifrig bemüht, alles was die damalige pädagogische Literatur darbot, kennen zu lernen, vieles Eigene aufgesetzt u. s. w.“ In den „Briefen und Tagebuchblättern“ (S. 31 u. 96) ist Rousseau und Locke zitiert; ob aus erster oder zweiter Hand ist nicht zu entscheiden. Ein direkter Einfluß Rousseaus ist wahrscheinlich: es sind Klänge aus der Welt Rousseaus, wenn Christoph Schmid im „Eustachius“ (XIV, 15. Kap.) den Segen primitiver Zustände verkündet. Vgl. auch „Ludwig, der kleine Auswanderer“, wo im letzten Kapitel die Rückkehr zur einfachen Natur als Heilmittel des sozialen Elends gepredigt wird.

nicht entnehmen. Im ganzen muß er bereits eine Lautiermethode befolgt haben. Das ergibt sich schon rein äußerlich aus der Schnelligkeit, mit der er seinen Schülern das Lesen beibrachte: in sechs Wochen hätten die Kinder mehr gelernt, als sonst den ganzen Winter hindurch (E III 143). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er von der „Lesemethode" Franz Xaver Hofmanns, dessen so betiteltes Buch 1780 in München erschienen war, angeregt wurde. Die Lesemethode dieses feinen Kopfes war eine ausgesprochene Lautiermethode und er benützte als „nötiges Zugehör" einen Apparat (Lesemethode, praktischer Teil S. 3 ff.), der zwar noch über die einfache sog. Lesemaschine[1]) hinausging, im Grunde aber ganz auf ihr beruhte. Einen solchen Lesekasten nun benützte Schmid auch. Ob er freilich, wenn anders er von Hofmann in seiner Methode bestimmt wurde, neben der Anwendung des Lautierens und neben dem Gebrauch des Setzkastens auch die Buchstabenkenntnislehre Hofmanns übernommen hat, bleibt unentschieden; bei der Abneigung Schmids gegen methodische Künsteleien ist es nicht anzunehmen. Auch für das ba, be, bi, bo, bu und seine Abwandlungen, wie es Hofmann (vgl. sein „Übungsbüchlein", München 1780, S. 4 ff.) noch ausgiebig traktierte (ohne daß es seine Erfindung war, schon Ickelsamer empfiehlt es: Rein, Enzyklopäd. Handbuch d. Päd. V 613), konnte sich Schmid nicht erwärmen und es zeugt für sein feines pädagogisches Gefühl, daß er sich an Worte hielt, die einen Sinn haben. Dabei ging er schrittweise vor: er ließ zuerst Worte zusammensetzen, die nur aus zwei, dann aus drei und schließlich aus vier und mehr Buchstaben bestanden, „z. B. ich, du, er, wir, ihr, sie; Aug, Gott, Welt" (E III 142). Das A b c-Täflein, das die Kinder in die Hand bekamen, war demgemäß eingerichtet. Wenn die Kinder

---

[1]) Zur Geschichte des Lesekastens oder der Lesemaschine vgl. Kehr, Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts[2] 1. Bd., Gotha 1889 S. 34 ff. und ebenda S. 56 die Stelle aus Rousseaus Emil; ferner Lorenz Kellner, Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte, Essen 1862, 2. Bd. S. 48 und 173 und die auf Frankreich als Ursprungsland des Bureau typographique hinweisende Bemerkung bei Heinrich Braun, Gedanken über die Erziehung, München 1774, S. 56 f. und F. X. Hofmann, Lesemethode, theoretischer Teil S. 23 f. In unserer Zeit ist die Lesemaschine neuerdings in Italien von Frau S. Montessori in den Kinderasylen Italiens eingeführt und als neue Erziehungsmethode ausgegeben worden von Samuel Lefèvre, Paris; vgl. dessen „Intuitive Erziehung" in den „Dokumenten des Fortschritts" V 9, S. 672 f.

dann einmal lesen konnten, richtete Schmid sein Hauptaugenmerk auf ein ausdrucksvolles Lesen. Das geht aus der Erzählung „Die zwei Brüder“ hervor, wo im 3. und 4. Kapitel das Bild eines Schulbetriebs und einer öffentlichen Schulprüfung entworfen ist, dem offenbar die Verhältnisse der Schule in Thannhausen zugrunde liegen (vgl. E IV 21). Dort heißt es: „Die Kinder mußten nun lesen. Sie lasen nicht nur sehr richtig, sondern auch deutlich und mit Ausdruck; nicht so in einem singenden Tone, wie man aufzusagen pflegt, sondern so lebhaft und natürlich, wie man spricht und im Gespräch seine Verwunderung, seine Freude, seinen Unwillen oder andere Empfindungen auszudrücken pflegt.“

Die methodischen Bemerkungen Schmids über das Schreiben beziehen sich zunächst auf sein Verhältnis zum Schönschreiben, dann auf das Lehrverfahren beim Schreibunterricht und beim Rechtschreiben. Schließlich gibt er noch Aufschluß, wie er die Schulkinder zum Briefschreiben anleitete.

Schönschreiben: Christoph Schmid schrieb selbst eine schöne, zierliche Hand und versäumt es nicht, die Vorteile einer guten Schrift auch in seinen Erzählungen ins Licht zu rücken (z. B. in den „Hopfenblüten“ 8. Kapitel und in den „Kupfermünzen und Goldstücken“ 5. Brief, beide im V. Bd. der Ges. Schr.). Dennoch verzichtete er bei seiner Lehrtätigkeit auf „Kalligraphie“. Er begnügt sich damit, daß die Kinder fertig, lesbar und deutlich schreiben lernen (E III 143 f.).[1])

Schreibunterricht: Schmid ließ anfangs die Kinder nur mit dem Griffel auf ihre Schiefertafel schreiben. Er „machte ihnen an der großen schwarzen Tafel mit Kreide die Buchstaben vor, die sie auf ihren kleinen Schiefertäfelchen mit Freuden nachmachten“. Er fing mit den einfachsten Buchstaben an und schritt dann zu den schweren fort. Im einzelnen läßt sich über seine Methode nichts Genaueres sagen, weil es an Nachrichten mangelt.

Rechtschreiben: „Um das Rechtschreiben den Schülern beizubringen, ist es nicht nötig sie mit der Grammatik bekannt zu machen“ (E III 144).[2]) Diese Äußerung, die noch weiter begründet

[1]) Der „Lehrplan für die Volks-Schulen in Baiern“ München 1811 S. 94 u. 102 will dagegen „Die Forderungen der Kalligraphie“ von Stufe zu Stufe mehr erfüllt sehen.

[2]) Im Gegensatz hiezu sieht der Lehrplan für die Volks-Schulen in Baiern S. 95 auch grammatische Übungen vor, „welche jedoch ... durchaus nicht theoretisch, sondern praktisch zu betreiben sind“.

wird, gibt zu erkennen, daß Schmid einen besonderen deutschen Sprachunterricht für überflüssig hielt. Das durch Beispiel und Gewöhnung erlangte Sprachgefühl erachtet er für ausreichend „vollkommen rein und richtig" zu sprechen, die Muttersprache zu beherrschen. Vom formalen Nutzen grammatischer Unterweisung versprach er sich offenbar nicht viel und die Erhebung des Sprachgefühls zum reflektierten Sprachbewußtsein lag dem Praktiker zu fern und zu hoch für seine ländliche Schule.

Ganz praktisch betrieb er denn die Rechtschreibung: drei Regeln und viel Übung durch Diktate mußten es tun. „Die erste Regel um recht zu schreiben ist: Gib acht auf die rechte Aussprache. Hiezu kommt, weil man aus der Aussprache nicht abnehmen kann, welche Dehnungszeichen zu wählen seien, oder welche gleichlautende Buchstaben leicht verwechselt werden, die zweite Regel: Gib acht auf den Gebrauch. In gutgeschriebenen Büchern sieht man, ob man große Anfangsbuchstaben machen müsse; ob man Hahn oder Haan, Schnee oder Schneh, Visch oder Fisch zu schreiben habe. Dritte Regel: Gib acht auf das Stammwort. Man schreibt Väter, Mütter, Söhne, Töchter von Vater etc. — Mit diesen wenigen Regeln brachte ich die bessern Schüler so weit, daß sie ganze Seiten, die ich ihnen diktierte, fast ohne Fehler schrieben" (E III 145 f.).

Ob Schmid seine drei Regeln übernommen [1]) oder durch eigene Überlegungen gewonnen hat, ist wieder eine offene Frage; ebenso wie er den Schülern die Zeichensetzung verständlich gemacht hat ohne auf die Grammatik zurückzugreifen.

Briefschreiben: Der Brief war für Christoph Schmid (in Übereinstimmung mit dem genannten Lehrplan, S. 103) die Krone des deutschen Unterrichts. Schriftliche Nacherzählungen dienten als Vorübung zur brieflichen Darstellung von eigenen Erlebnissen.

Der methodischen Forderung des ersten Rechenunterrichts, daß er nämlich Anschauungsunterricht sei, genügte auch Schmid damals schon dadurch, daß er die zehn Finger dem ersten Rechnen

[1]) Die drei Regeln Schmids sind z. B. schon enthalten in den vier Forderungen des Hieronymus Freyer, Inspektors des Pädagogiums zu Halle. Er „bringt Übersicht und Ordnung in die Rechtschreibangelegenheit (1722). Da heißt es: sieh auf die Pronuntation, auf die Derivation, auf die Analogie, auf den usus scribendi!" (Joseph Loos, Handbuch der Erziehungskunde, 2. Bd., Wien und Leipzig 1908, S. 438).

zugrunde legte: „An den Fingern kann man den Kindern das Zählen lehren und die Bedeutung der Ziffer 1—9 anschaulich machen, ja auch von den vier gewöhnlichsten Rechnungsarten ihnen einen Begriff beibringen. Am Aufheben oder Niederbeugen der Finger sehen sie das Zusammensetzen, Abziehen, Vermehren und Teilen. 1 und 2 Finger sind 3, 2 und 3 sind 5; 1 von 5 hinweggenommen bleibt 4, 2 von 4 bleibt 2; 2 mal 2 macht 4, 2 mal 3 macht 6, 2 mal 4 macht 8, 2 mal 5 macht 10; 10 in oder unter 2 verteilen trifft einen 5, 2 in 8 geht 4 mal, 2 in 4 geht 2 mal. So begreifen die Kinder die vier Rechnungsarten im kleinen und es ist nicht kleinlich vom Kleinsten anzufangen. So machts die Natur, im kleinen Samenkorn zeigt sich schon das Pflänzchen“ (E III 147 f.).

Den Zahlenraum von 1—1000 scheint Schmid längere Zeit nicht überschritten zu haben. Doch sind seine Angaben über den Umfang und die Abgrenzung des Lehrstoffs viel zu lückenhaft um daraus ein genaueres Bild von den einzelnen Stufen seines Lehrganges im Rechnen abnehmen zu können.

Schon Clausburg (1732) und Peschek (1736), später Villaume, Köhler (1797) u. a. hatten im 18. Jahrhundert neben dem Tafelrechnen das Kopfrechnen zur Geltung gebracht. Auch Schmid pflegte es, weil es „eine gute Verstandsübung und im täglichen Leben sehr brauchbar“ sei (E III 149 f.). Es läge nahe hiebei an Pestalozzi zu denken. Aber Chr. Schmid scheint weder hier noch überhaupt von ihm beeinflußt zu sein.

Als würdiger Priester und treuer Sailerschüler ist Christoph Schmid in erster Linie Gesinnungspädagoge. Daher ist ihm der Religionsunterricht der allerwichtigste Gegenstand. „Ja, das Lesen, Schreiben und Rechnen,“ sagt er (E III 151 f.), „soll schon zu Beförderung des Unterrichts in der Religion benützt werden. Deshalb gab ich den Anfängern im Lesen sogleich ein Büchlein in die Hand, das die ersten Religionskenntnisse für die lieben Kleinen enthält. Im Schreiben legte ich ihnen Vorschriften mit Aussprüchen Jesu vor und weiterhin diktierte ich ihnen lehrreiche Strophen aus geistlichen Liedern und in der Folge ganze Lieder. Aber in Hinsicht des Rechnens? Wie Jesus Christus seine Jünger zu Fischern höherer Art machte, so lehrte ich die Kinder den für alle Menschen wichtigsten Gewinn zu berechnen, nach den Worten Jesu: ‚Was hälfe es dem Menschen die ganze Welt zu gewinnen, wenn er an

seiner Seele Schaden litte!' Auch auf den tiefen Sinn der Worte der heiligen Schrift machte ich sie aufmerksam: ‚Herr! lehre uns unsere Tage zählen, damit wir weise werden.' Unser Leben auf Erden ist, wie ein weiser christlicher Schriftsteller sagt, ja kein bloßes Manufakturleben und das Ende der Welt keine Frankfurter Messe."

Dem eigentlichen Religionsunterrichte legte Christoph Schmid die biblische Geschichte zugrunde. Eigene Erfahrungen in der Jugendzeit (E I 3 f. u. III 152 ff.) und als junger Katechet hatten ihn überzeugt, daß man damit die Kinder am sichersten zu einer lebendigen Auffassung der Religion bringe: „Auf meiner ersten Kaplanstelle wollte es mir nicht gelingen in Erklärung des in der Schule eingeführten Katechismus bei den Kindern eine solche Aufmerksamkeit, als ich wünschte, zu bewirken. Nun aber, da ich den Unterricht in der Religion mit der biblischen Geschichte anfing, war es ganz anders. Die Kinder hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und wenn ich aufhörte zu erzählen, baten alle mit lautem Zuruf einstimmig fortzufahren" (E III 155 f.). Ganz durfte er aber auf den Katechismus nicht verzichten und er verfaßte selbst einen solchen im Anschluß an den kleinen Katechismus des Canisius. Im übrigen hat er sich beim Religionsunterricht ohne Zweifel an die Anweisungen gehalten, wie sie sein Lehrer Sailer in den Vorlesungen aus der Pastoraltheologie gibt. Dort (2. Bd. S. 180) ist auch gefordert Religion als Geschichte darzulegen; denn „was immer Positives von dem Christentum ausgesprochen ist, läßt sich in und durch Geschichte anschaubar und wohl gar anfaßbar machen" (a. a. O. S. 182).

Durch die Berichte einer Schülerin Schmids und die Schilderung Werfers im ersten Kapitel des vierten Bandes der Erinnerungen ergänzt sich das Bild des pädagogischen Wirkens Schmids in Thannhausen noch um manche Einzelzüge. Da ergibt sich eine mehrfache Ähnlichkeit mit der pädagogisch-reformatorischen Tätigkeit des edlen Eberhard von Rochow in Reckan. Rochow bemühte sich die Naturwissenschaften für seine Schule fruchtbar zu machen. Von Christoph Schmid wird in dieser Beziehung berichtet (E IV 3 f.): „Die Schüler der dritten Klasse machte Christoph Schmid auch mit dem Wichtigsten aus der Naturlehre und Naturgeschichte bekannt. Zu diesem Zwecke brachte er einigemale ein Vergrößerungsglas [1]) mit

[1]) Es sei angemerkt, daß Chr. Gotthilf Salzmann vom Gebrauch eines Vergrößerungsglases beim Naturkunde-Unterricht nichts wissen will (Ameisen-

in die Schule und ließ die Kinder durch dasselbe kleine Insekten und andere Gegenstände betrachten . . . Doch nicht bloß auf die vier Wände des Schulzimmers beschränkte Christoph Schmid seinen Unterricht; er führte die größern Schüler hinaus in Gottes freie Natur um ihnen auch hier die Wunder der göttlichen Allmacht aus unmittelbarer Anschauung zu zeigen.“ Wie Schmid Naturkunde und Naturgeschichte in der Volksschule gelehrt hat und gelehrt wissen wollte, ist auch aus den „zwei Brüdern“ (VI 186f.) zu ersehen: er benützte dazu die heilige Schrift; sie mußte ihm das mangelnde Lehrbuch ersetzen und sie kann es, denn „die Bibel ist die beste Auslegung der Natur; die Worte Gottes verbreiten das schönste Licht über die Werke Gottes. Sogleich die Geschichte von Erschaffung der Welt ist ein großes lebendiges Gemälde von Himmel und Erde; es gibt uns einen umfassenden Überblick von Licht und Luft, Wasser und Land, von Sonne Mond und Sternen, von Gras, Kräutern und Bäumen, von Landtieren, Vögeln, Fischen und den übrigen Tieren“ u. s. w. Den besonderen Vorzug Naturgeschichte an die Bibel anzuknüpfen erkennt Schmid darin, daß in ihr unzählige Fingerzeige vorkommen, wie wir zu einer religiös vertieften Naturbetrachtung aufsteigen sollen; das sei besser, lehrreicher und bildender als die Namensverzeichnisse von Pflanzen und Tieren, worauf sich die Elementarschulen auf dem Lande meistens beschränken müßten, was aber den Namen einer Naturgeschichte nicht verdiene. Der Gedanke — Schmid bezeichnet ihn durch den Mund des Pfarrers in der genannten Erzählung als seine „eigene Ansicht“ — die Bibel in dieser Weise für die Naturkunde auszunützen war übrigens nichts Neues; man vgl. Aug. Herm. Niemeyer, Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts[9], 2. Bd., Halle 1835, S. 248. — Bei Rochow in Reckan gab es kleine Schauspiel-Aufführungen; Christoph Schmid in Thannhausen erkannte ebenfalls in derartigen Spielen ein treffliches Mittel der Belehrung und Unterhaltung, indem sich in einem Schauspiel das Wahre, Gute und Schöne besonders anschaulich darstellen lasse (E IV 27).

---

büchlein, Reklam S. 66): „Hierbei muß ich aber vor einer Verirrung warnen, deren mancher Erzieher sich wahrscheinlich schuldig machen wird, — man hüte sich den Kindern Vergrößerungsgläser in die Hände zu geben um die Klassen- und Ordnungsmerkmale der Pflanzen zu untersuchen . . . durch den Gebrauch der Vergrößerungsgläser wird . . . das Gesicht abgestumpft.“ Allerdings ist ein Unterschied zwischen dem gelegentlichen Gebrauch (wie bei Schmid) und einer methodischen Anwendung, gegen die sich Salzmann wendet, zu machen.

In Reckan sorgte Frau von Rochow, daß die Mädchen auch in den weiblichen Handarbeiten, im Nähen und Stricken, unterwiesen wurden. Christoph Schmid, in dem edlen Drang die Mädchen seiner Schule für ihren besonderen Beruf als künftige Hausfrauen tüchtig zu machen, veranlaßte seine Schwester Franziska, „die ihm die Haushaltung führte und die ein ebenso gebildetes als vortreffliches Frauenzimmer", dazu „eine Meisterin in weiblichen Arbeiten" war, die Mädchen Thannhausens im Nähen, Stricken und Sticken zu unterrichten (E IV 29).[1])

Wie Rochow (vgl. Kehr a. a. O. 4. Bd., S. 232), so pflegte auch Christoph Schmid den Gesang: „Bevor er nach Thannhausen kam, wurde in der Schule entweder gar nicht oder nur selten gesungen; es gab auch damals noch keine gedruckten Liederbüchlein für Kinder. Christoph Schmid dichtete nun passende Kinderlieder und die Schüler mußten dieselben zugleich als Übung im Schön- und Rechtschreiben in kleine Hefte eintragen. Singer, Kaplan in Thannhausen, der ein sehr geschickter Musiker war, komponierte einfache Melodien dazu und bald ertönten in der Schule fromme, liebliche Gesänge" (E IV 5). Aber nicht bloß in der Schule wurde gesungen, Schmid führte auch den Volksgesang während des öffentlichen Gottesdienstes in Thannhausen ein (E IV 35 f.).

Schon Ferdinand Kindermann, der hochverdiente Pfarrer von Kaplitz und spätere Herr von Schulstein, war es, „der die Verbindung des Industrie-Unterrichts mit den Trivialschulen anstrebte und dies an zehn Jahre früher ins Werk setzte, als die Angelegenheit im protestantischen Deutschland zur Sprache kam, und ehe Professor Sextroh in Göttingen (1785) mit dem bekannten J. H. Campe in Hamburg um die Ehre der Erfindung stritt" (Lorenz Kellner a. a. O. 2. Bd., S. 61). Von Christoph Schmid nun wird berichtet (E IV 30): „Christoph Schmid gab seinerseits den Schülern der dritten Klasse An-

[1]) In den klösterlichen Schulen der Salesianerinnen, Ursulinerinnen, Paulanerinnen, Franziskanerinnen und der englischen Fräulein wurde natürlich von jeher schon Unterricht in weiblichen Handarbeiten erteilt; später auch in den Feiertagsschulen und in den Militärschulen (vgl. Felix Joseph Lipowsky, Geschichte der Schulen in Bayern, München 1825, S. 263 ff., 340 ff.). In einem Bericht über das Schulwesen Oberbayerns vom Jahr 1807 heißt es: „In der weiblichen Lehr- und Industrieanstalt zu München wird der Unterricht im Nähen, Stricken und Sticken erteilt. Auch von den Schulen auf den Dörfern sind manche mit Arbeitsanstalten verbunden, in welchen im Nähen und Stricken unterrichtet wird" (Kehr a. a. O. 4. Bd., S. 367).

leitung zum Zeichnen, das er sehr gut verstand. Auch trug er Sorge, daß die ältern Knaben von einem sehr geschickten Gärtner des Fleckens in der Obstbaumzucht, die Mädchen im Gemüsebau unterrichtet wurden. Es mag dieses, da jetzt Industrieschulen und Baumschulen fast allenthalben bestehen, manchem Leser als etwas nichts Nennenswertes erscheinen; doch vergesse er nicht, daß Christoph Schmid diese Einrichtungen zu einer Zeit traf, in der noch keine höheren Verfügungen, wie dies jetzt der Fall ist, sie anordneten.“ Christoph Schmid selbst meint ohne Zweifel seine eigene Schule in Thannhausen, wenn er in den Hopfenblüten (V 95 f.) sagt: „Ohne daß der Name «Industrieschule» jemals in dem Dorfe genannt wurde, hatte es eine der vorzüglichsten Schulen dieser Art — für die Baumzucht, den Gartenbau, die Bienenzucht und mancherlei nützliche Arbeiten.“

Schließlich erwarb sich Christoph Schmid noch ein besonderes Verdienst durch die Einführung der Sonn- und Feiertagsschulen in Thannhausen.[1]) Wir erfahren darüber folgendes (E IV 22): „Damals waren die sogenannten Sonntagsschulen noch nicht gesetzlich eingeführt. Christoph Schmid eröffnete Sonn- und Feiertagsschulen und lud zum Besuche derselben ein. Es lag ihm daran, daß die Schüler, welche aus der Werktagsschule entlassen worden waren, hier eine Gelegenheit fänden einesteils das Erlernte zu wiederholen, anderenteils ihre Kenntnisse zu erweitern. Christoph Schmid verband mit dem Wiederholen des Lesens, Schreibens und Rechnens Vorträge über Geographie und Naturkunde, die für das Landvolk sehr belehrend waren. Da sein Vortrag sehr anziehend war und er auch schwerer zu fassende Gegenstände ungemein klar und anschaulich darzustellen wußte, so wurde die Wißbegierde in hohem Grade gesteigert. „Mit Lust und Liebe“, schreibt seine Schülerin, „eilten selbst Erwachsene, die schon über zwanzig Jahre zählten, dem Schulhause zu. Oft merkten wir das Vorrücken der Zeit nicht, bis an den Winternachmittagen die Dämmerung einbrach und zur Sommerzeit die Sonne schon tief im Westen stand. Und dann noch hörte

[1]) Schmid mochte wohl vor allem durch die eindringliche Mahnung Sailers in den „Vorlesungen aus der Pastoraltheologie“ (2. Bd., S. 272) veranlaßt worden sein eine Feiertags- und Industrieschule in Thannhausen ins Leben zu rufen. Dieselbe Mahnung erhebt Sailer dann später auch in seinem Werke „Über Erziehung für Erzieher“ (1. Aufl. S. 396 f.). Doch erschien Sailers pädagogische Schrift erst 1807, wo ja die Feiertagsschulen schon gesetzlich eingeführt waren.

man beim Herausgehen sagen: ‚o, ich hätte noch lange zugehört!‘ ... Auch die in der Werktagsschule begonnenen Gesangübungen ließ Christoph Schmid in der Sonntagsschule eifrig fortsetzen und neue Lieder einüben. Er ermunterte die Schüler und Schülerinnen auch außerhalb der Schule die auswendig gelernten Lieder zu singen“ (E IV 24). Unterhaltende und lehrreiche Vorlesungen gestalteten den Unterricht in der Sonntagsschule noch anziehender (E IV 23 u. 25 f.).

Durch alle diese Bemühungen näherte sich die Schule Schmids allmählich einer gewissen Vollkommenheit und er hatte die Genugtuung sein Wirken von den vorgesetzten Behörden auch gewürdigt zu sehen (E IV 19 f.).

2. Die pädagogische Fachschriftstellerei.

Hand in Hand mit Schmids praktischer Tätigkeit als Lehrer und Reformator der Schule in Thannhausen ging seine pädagogische Schriftstellerei. Auch sie steht ganz im Dienst der praktischen Schularbeit, aus der sie erwuchs.

Um beim Leseunterricht die Kinder bald zum Genuß ihres Könnens zu bringen und um zugleich dem Religionsunterrichte in die Hände zu arbeiten, ersann Schmid den „Ersten Unterricht von Gott für die lieben Kleinen“, das sogenannte Gottbüchlein. Es hat sich bis in unsere Zeit als ein brauchbares Hilfsmittel für Abc-Schützen erhalten. Seine Entstehungsgeschichte hat uns Schmid selbst überliefert (E III 142 f.): „Da ich etwa ... vierzehn Tage mich nicht wohl befand und nach Anordnung des Arztes das Schulhalten aussetzen mußte, verfaßte ich ein Lesebüchlein von nicht mehr als einem Bogen. Ich wollte Anfangs nur einige Sätze mit einsilbigen Wörtern voranstellen; ich fand aber da eine besondere Eigenschaft der deutschen Sprache. Es ward mir sehr leicht die erste Hälfte des Bogens ‚von Gott‘ in lauter Sätzen von nur einsilbigen Worten zustande zu bringen; die zweite Hälfte handelte von Jesus Christus in Worten mit geteilten Silben. Diesen Bogen ließ ich einstweilen auf meine Kosten drucken. In der Folge fand ich es tunlich auch das, was Kinder noch vom heiligen Geiste wissen sollen, auf den einzigen Bogen mit nicht in Silben geteilten Wörtern und kleinern Lettern zu bringen. So entstand ein sehr kleines Büchlein. Ich ließ es in buntes Papier binden und teilte es den Kindern als ein Geschenk für ihren bisherigen Fleiß aus. Sie wunderten sich in diesem Büchlein sogleich ohne Anstand lesen zu können. Ich hatte

nämlich die Vorsorge getroffen, daß alle Worte in dem Büchlein ihnen auf dem Abc-Täfelchen und der großen Tafel zu lesen eingeübt wurden. Die Kinder eilten voll Freude nach Hause und riefen: ‚Wir können in dem schönen Büchlein schon lesen‘.“

Aus dieser Darstellung geht hervor, daß Schmid kein Vorbild hatte. Neu war jedoch die Idee nicht. Schon „in einer »Teutschen Kinder-Tafel« (Nürnberg 1534), in originalgetreuem Neudruck 1906 von H. Fechner herausgegebene (Abc-Bücher des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, Nr. 1) finden sich auf der 3.—7. Seite 81 einzeilige Sätze, die mit sehr wenigen Ausnahmen aus je fünf einsilbigen Wörtern bestehen“ (Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik[2] V 625). Ganz ohne Härten geht es jedoch bei der Durchführung dieser Idee nicht ab und der Apostroph muß oft genug als Silbentöter herhalten: Aug’, Sonn’, Blum’, Sünd’, viel Gut’s, in der Schul’; wer falsch ist, gleicht der Katz’, geh’n, du red’st; dein Arm reicht nicht bis an den Mond und an die Stern’. Ein Hauch von ihm schuf das Heer der Stern’. Daneben finden sich aber wieder Stellen von edler Reinheit der Sprache, z. B.: „Gott ruft dem Blitz und der Blitz schlägt ein, wann und wo Gott will. Gott spricht und das Eis schmilzt, das Feld grünt, der Baum blüht, das Korn und das Obst reift. Gott winkt und das Laub wird gelb und fällt ab; der Bach wird Eis, und Schnee deckt das Land. Gott macht, daß der Mensch lebt. Wann Gott will, stirbt der Mensch und sinkt ins Grab. Ein Wort, ein Wink von Gott und die Welt hört auf zu sein“ (S. 5; München, Verlag von R. Oldenbourg, ohne Jahr).[1])

Weithin bekannt als pädagogischen Schriftsteller machte Christoph Schmid seine Biblische Geschichte (6 Bändchen: erstmalig 1801 erschienen beim K. Zentral-Schulbücher-Verlag in München; dann 1846 in Augsburg bei J. Wolff). Die Vorgeschichte ihrer Entstehung ist in den Erinnerungen II 153 und in dem Anhange zu den „Briefen und Tagebuchblättern“, S. 155 ff., niedergelegt; daselbst auch ein Urteil des gelehrten Bibelforschers, Abtes und Bischofes Daniel Bonifazius Haneberg (a. a. O. S. 161 ff.). Eine weitere Besprechung erübrigt sich; Bürgel hat im 6. Band, S. 253 ff. (Gotha 1890) der Kehrschen Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts das Für und Wider erörtert.

Einem ganz bestimmten pädagogischen Zwecke dienten einige Erzählungen Schmids; jene nämlich, die in Briefform abgefaßt sind.

[1]) Erwähnt sei noch, daß Schmid in seiner Erzählung „Pauline, die Stifterin einer Kleinkinderschule“ (XX 146) den „Ersten Unterricht von Gott“ im Gebrauch einer Kleinkinderschule vorführt.

Schmid äußert sich selbst darüber: „Sehr nötig fand ich es [den Schulkindern Thannhausens] Beispiele von Briefen vorzulegen und schenkte ihnen daher ein Büchlein mit Schreibschrift, Briefe von Kindern enthaltend, daraus sie ersahen, was in Hinsicht der Anrede, Unterschrift, des Datums, der Adresse zu beobachten sei.... So entstand das Büchlein: ‚Glück der guten Erziehung', dem ich nur noch das Nötigste, was Kinder von Schön-, Recht- und Briefschreiben zu wissen brauchen, in zwei Duodezblättchen beifügte" (E III 147; vgl. auch E IV 2 und die ebenfalls aus Briefen bestehende Erzählung „Kupfermünzen und Goldstücke", V).

Schmid ist mit diesen Brieferzählungen Wege gegangen, die nicht neu waren. Schon in Heinrich Brauns „Kurzer Anleitung zur deutschen Briefkunst" (München 1770) findet sich von Seite 44 ab ein „Briefwechsel von und zwischen Kindern oder Muster von Briefen zur Übung für Kinder". Ähnlich läßt Adelung in seinem „Leipziger Wochenblatt für Kinder" (1772—74) einen Knaben Briefe wechseln und zu gleicher Zeit erschienen Jakob Mayers „Briefe zum Gebrauche der Jugend in deutscher und lateinischer Sprache" (Augsburg 1773), wie überhaupt von da ab der Briefwechsel zwischen Kindern unter sich und mit Erwachsenen eine beliebte Darstellungsform der Jugendliteratur wurde. Gerade in die Hauslehrerzeit Schmids fällt der „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" von Chr. Felix Weiße (Leipzig 1784 ff.). Es ist wahrscheinlich, daß Christoph Schmid diesen Briefwechsel gekannt hat, wenn sich auch eine irgendwie näher bestimmbare Abhängigkeit nicht erkennen läßt. Eine allgemeine Anregung von dieser oder anderer Seite her darf aber wohl angenommen werden.

Für den Religionsunterricht hat Schmid drei Katechismen verfaßt, von denen die letzten zwei erst in der späteren Zeit erschienen. Nur der erste geht in die Thannhauser Zeit Schmids zurück. Ein Exemplar davon konnte nicht mehr aufgefunden werden; doch hat uns Sailer in seinen „Vorlesungen aus der Pastoraltheologie" 2. Bd. S. 248 das Vorwort überliefert, in welchem die Anlage des ganzen Katechismus dargelegt ist. Sie unterschied sich nicht von der des zweiten, im Jahre 1836 erschienenen „Katechismus der christkatholischen Religion für das Bistum Augsburg." Über diesen Augsburger Katechismus hat eingehend Bürgel bei Kehr (a. a. O. S. 162 ff.) gehandelt. Christoph Schmid hielt es für nötig dem Katechismus vom Jahre 1836 noch einen größeren folgen zu lassen. („Der Katechismus der christkatholischen Religion für das Bistum Augsburg, ausführlich erklärt

von dem Verfasser", 5 Bändchen, Augsburg 1844—45; vgl. E IV 238). Dieser große Katechismus ist „ein Handbuch für Seelsorger, Lehrer und Aeltern" und schließt sich an die numerierten Fragen seines kleineren Vorgängers an, wiederholt sie selbst samt den dort gegebenen Antworten und fügt ihnen im Kleindruck die ausführliche Erklärung bei, die sich in edler, eindringlicher Sprache hauptsächlich auf Beispiele aus der hl. Schrift stützt. Es soll damit „die Verbindung der biblischen Geschichte mit dem Katechismus genauer und vollständiger aufgefaßt und dargestellt" werden (Vorwort S. IX), eine Frage, die Schmid ja besonders am Herzen lag (vgl. E III 158). Wir haben in Schmids großem Katechismus wohl jenen „historischen Katechismus" Schmids zu sehen, den Sailer schon in seinen Vorlesungen aus der Pastoraltheologie (II 254) ankündigte: „Christoph Schmid wird, wenn er die biblische Geschichte vollendet haben wird, mit Rückweisung auf sie, einen historischen Katechismus liefern. Denn da die Lehre ihrem Inhalte nach historisch ist, warum sollte nicht auch die Darstellung der Lehre historisch sein, zumal die Geschichte gern gehört, leicht verstanden, tief in die Seele begraben und fest darin behalten wird?" Damals, nach der Vollendung der biblischen Geschichte, kam der geplante historische Katechismus nicht zustande. Wie er damals im einzelnen gedacht war, läßt sich nicht weiter angeben; hätte Sailer nicht jene Bemerkung gemacht, wir wüßten überhaupt nichts von der frühen Absicht Schmids einen historischen Katechismus zu liefern.

Wie der Augsburger Katechismus und das Handbuch hiezu, so gehört noch ein weiteres pädagogisches Schriftchen der späteren Zeit Schmids an: die 1. Abteilung des „Lehr- und Lesebuchs für die mittlern und obern Klassen der deutschen Schulen im Königreiche Bayern" (München 1840). Der Inhalt dieses Büchleins ist eine „Allgemeine Erdbeschreibung in Verbindung mit Naturkunde überhaupt" und gliedert sich in eine Einleitung und vier Abschnitte: 1. Größe und Gestalt der Erde, 2. Land und Meer, 3. die vier Elemente und 4. die dreierlei Erdstriche. Die Darstellung ist lichtvoll und geht vom Naheliegenden aus. Um nach außen den Eindruck des Systematischen zu verwischen und wohl in Anlehnung an die Dialogform der „Naturgeschichte für Kinder" von G. Chr. Raff, die Christoph Schmid schon als Hauslehrer (vgl. E I 149) kennen gelernt hatte (wie ja auch den Campeschen Robinson, der gleichfalls wegen seiner Gesprächsform bei der Schmidschen Erdbeschreibung und

Naturkunde Pate gestanden sein könnte), ist der Stoff in die Form einer Belehrung wißbegieriger Kinder durch ihren Vater gekleidet. Doch ist diese Form nur sehr locker festgehalten, ein lebendiges Wechselgespräch mit Fragen und Antworten kommt nicht in Gang. Überall drängt die Natur des Stoffes zum System, ohne daß ihm sein volles Recht eingeräumt wird. So kommt ein recht unglückliches Zwitterwesen zustande. Auf Seite 17 heißt es z. B.: „Die Kinder meinten, die Erde als Element betrachtet, sei ihnen schon hinreichend bekannt. Allein der Vater lehrte sie, bald im Garten und bald auf dem Felde, auch wohl auf kleinen Reisen noch vieles, was sie bisher nicht gewußt oder nicht bedacht hatten. Er zeigte verschiedene Arten von Erde vor und manches Wissenswerte, das er ihnen nicht zeigen konnte, erzählte er ihnen. Die Kinder schrieben alles auf, und nachdem es der Vater durchgesehen und verbessert hatte, lautete es, wie folgt: . . . .“ Und nun hat Schmid den Boden gewonnen, den er besser nie hätte verlassen sollen: den Boden der rein sachlichen Darstellung.

Die Erzählungen Christoph Schmids unterliegen zwar als solche in erster Linie einer literarischen Beurteilung. Doch sind sie ursprünglich als Ergänzung des Unterrichts, vor allem des Religionsunterrichtes, gedacht. Sie sind gewiß auch der Lust zu fabulieren entsprungen. Aber sie wären vielleicht überhaupt nicht oder doch ganz anders entstanden, wenn nicht ein glühender Erziehungseifer in ihnen ein taugliches Mittel erkannt hätte, durch sie einen neuen Weg ins Herz jugendlicher Schüler und Schülerinnen zu bahnen. Zudem war es eine eindringliche Forderung Sailers Religion als Geschichte zu lehren. In einem weiteren Sinne genommen, wollte ihr Schmid wohl auch mit seinen Jugendschriften gerecht werden um durch sie christliche Gesinnung zu wecken.

* * *

Rückblick.

Es mußte in der Darstellung von Schmids pädagogischem Wirken wiederholt betont werden, daß die Abhängigkeit Schmids von einzelnen Pädagogen seiner Zeit in Einzelheiten sich nicht feststellen läßt. Desto bestimmter kann das Verhältnis Schmids zu der großen pädagogischen Bewegung seiner Zeit, die als sogenannte Aufklärungspädagogik eine so tiefgreifende und nachhaltige Wirkung auf die Entwicklung der großen Fragen des Unterrichts und der

Erziehung ausübte, angegeben werden. Schmid wandelt hier ganz in den Spuren seines großen Lehrers Sailer.

Die Aufklärung hatte dem positiven Christentum abgesagt und von ihm nur einen ganz allgemeinen, nicht mehr ausgesprochen christlichen Glaubensinhalt übriggelassen. Die Moral wurde verselbständigt, von der Religion getrennt und als Vernunftmoral dem Räsonnement unterworfen. Die moralische Erziehung verzichtete auf die religiöse, nach Jenseitsvorstellungen orientierte Begründung des sittlichen Handelns. Das Kind sollte vor allem im Diesseits heimisch werden und deshalb gewannen die Forderungen des praktischen Lebens eine grundsätzliche Anerkennung: im Erwerb möglichst vielseitiger Kenntnisse und Fertigkeiten sah man den Hauptzweck des Unterrichts. Auch in dem Verhältnis von Lehrer und Schüler hatte die Aufklärungspädagogik die bisherige Praxis bekämpft und war für die Rechte der Kindesnatur warm eingetreten.

Wie Sailer, so steht auch Schmid der Aufklärungspädagogik durchaus nicht ablehnend gegenüber in dem, was ihm an ihr als wahrer Fortschritt dünkte. Wir haben gesehen, wie Schmid, namentlich in der Feiertagsschule, bemüht war den Geist seiner Schülerschaft aufzuhellen und mannigfach anzuregen. Dem Aberglauben tritt er sehr bestimmt entgegen. Für die Rechte der Kindesnatur hat er erst recht ein volles Verständnis. Im persönlichen Verkehr mit der Jugend ist er der liebenswürdigste Kinderfreund und seine ganze Jugendschriftstellerei ist ja nur die religiöse Seitenlinie der überhaupt in der Aufklärungspädagogik wurzelnden Jugendliteratur, die dem kindlichen Geschmack, wenn auch vielfach nur auf recht abgeschmackte Weise, entgegenzukommen suchte.

Im schroffen Gegensatz jedoch zur Aufklärungspädagogik in ihrer konsequent-radikalen Ausprägung steht Christoph Schmid mit Sailer, wenn er von einer Trennung von Moral und Religion nicht nur nichts wissen will, sondern überhaupt Moral ohne Religion für unmöglich hält. In diesem Sinne spricht er durch den Mund einer seiner Personen („Der gute Fridolin und der böse Dietrich“ XI 46): „Die Furcht Gottes oder mit einem andern Worte, die Religion ist bei der Erziehung die Hauptsache. Kein Mensch kann ohne Religion tugendhaft, kein Mensch ohne Tugend glücklich werden. Religion ist der Grund aller Tugend, aller Glückseligkeit“. Ähnlich Sailer an zahlreichen Stellen, z. B.: „Ich halte es für Wahnsinn Moral von Religion trennen, für Unsinn Religion von Moral. Aber ich weiß zugleich, daß jener

Wahnsinn wie dieser Unsinn sich in die Lichtgestalt des Engels der Weisheit vergestalten kann. Die Schule macht exercitii causa hie und da noch den Versuch eine Moral ohne Religion zu bauen, wie die Atomisten eine Welt ohne Gott, die Kinder ein Haus ohne Fundament. Aber die Tugend selber ist nirgends ohne Religion, Religion selber nirgends ohne Tugend" (Sämtliche Werke Bd. 30: Vertraute Reden zunächst an Jünglinge, S. 5 f.). Wie Sailer in ausgesprochenem Gegensatz zur herrschenden Anschauung der Aufklärungspädagogik der Religion eine zentrale und fundamentale Stellung in der Menschenbildung anwies, so auch Sailers Lieblingsschüler Christoph Schmid. In aller Deutlichkeit spricht er sich hierüber aus in der Erzählung „Die beiden Brüder" (IV 249 f.): „Wo, in einer Stadt oder in einem Dorfe, Eltern, Lehrer und Seelsorger zusammenwirken, da bringen Erziehung und Unterricht reichlichen Segen. . . . Wir sehen da, was eine gute Schule vermag, wenn sie von der häuslichen Erziehung unterstützt wird. In der Schule erhielten die beiden Brüder die Anleitung zu einem religiösen und sittlich guten Leben und den ersten Unterricht in all demjenigen, was Kindern für ihr künftiges Leben notwendig war. Der Verstand der Knaben wurde geweckt; sie erwarben sich Vorkenntnisse ihren Verstand weiter zu bilden. Die gute Erziehung, die ihnen ihre frommen christlichen Eltern gegeben, die wahre Gottesfurcht, die tiefe Ehrfurcht gegen Gott und seine Gebote, die heilige Scheu vor allem, was böse und unrecht ist, die echte, ungeheuchelte Frömmigkeit, die ihnen die Eltern durch Wort und Beispiel eingeflößt haben, legten den Grund, aus dem die Tugend, die wir an ihnen ehren, emporwuchs. . . . Dadurch wurde dieses Brüderpaar zu so edlen Männern. — Mit der Bildung des Verstandes allein ist es nicht getan; das Herz muß in eben dem Maße gebildet werden. Einseitig gebildete Verstandesmenschen arten aus, werden kalt gegen alles Gute und nur umso gewandter Böses zu tun; fromme, wohlwollende Gefühle ohne gründlichen Unterricht führen auch nicht sicher zum Ziele, sondern zu mancherlei Irrtümern und Mißgriffen. Religion allein, recht erkannt und treu ausgeübt, bewahrt vor solcher Einseitigkeit und Halbheit und kann Verstand und Herz in Einklang bringen; sie allein ist der sichere, feste Grund aller wahren Bildung. Die Hauptsumme aller Weisheit bleibt daher: ‚Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn dies macht erst einen ganzen Menschen'."

Von dem Geiste dieser programmatischen Worte war das ganze priesterliche und pädagogische Wirken Christoph Schmids getragen. Auch seine Jugendschriftstellerei, deren nähere Betrachtung uns nun obliegt, verfolgt den Zweck Verstand und Herz durch Religion in Einklang zu bringen und die Unentbehrlichkeit der Religion für das wahre Glück des Menschen zu erweisen.

IV. Der Jugendschriftsteller.

1. Wie Christoph Schmid zum Jugendschriftsteller wurde.

Um Christoph Schmid zu dem Jugendschriftsteller zu machen, als den ihn die Welt kennt, mußten mannigfache Umstände sich vereinigen. In seiner eigenen Jugendzeit erfuhr er die ergreifende Gewalt der Erzählung. Sein Vater benützte den in der Bibel niedergelegten Reichtum an Geschehnissen und Charakterbildern um seinen Kindern religiös-sittliche Wahrheiten und Erkenntnisse im Gewand der Geschichte zu übermitteln und einzuprägen (E I und III 152 ff.). Neben dem Vater waren es die Erzählungen der Base, die tiefen Eindruck auf ihn machten: „Sie konnte die Legenden, die sie sehr wohl inne hatte, uns Kindern sehr ergreifend erzählen und sie treffend ausmalen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Geschichte der heiligen Genovefa, die sie uns Kindern auf unsere Bitten öfter und nie ohne Tränen erzählte, und alle Kinder weinten von Herzen mit. Ohne diese Erzählungen von der heiligen Genovefa und diese frühen Eindrücke aus meiner Kindheit wäre meine Erzählung dieses Namens wohl nicht zu Stande gekommen“ (E I 31).

Als dann der angehende Theologiestudent als Hauslehrer Kindern die Grundbegriffe der christlichen Religion faßlich machen sollte, da wußte er schon aus seinen eigenen Kindertagen, wie das alles Leben gewinnt. Er ließ das Begriffliche seinen Zöglingen entgegentreten im Gewande des Sichtbaren und im Ablauf eines konkreten Geschehens, er suchte es ihnen anschaulich zu machen aus Begebenheiten der heiligen Schrift (E I 152).

Zu dieser Zeit trat ihm auch die eben aus dem Philanthropinismus neugeborene eigentliche Jugendliteratur entgegen. Und zwar war es unter anderem Campes Robinson und Chr. F. Weißes „Kinderfreund“, den er da kennen lernte. Der wackere Instruktor fand und „bedauerte, daß wir Katholiken damals an zweckmäßigen Schriften für die Jugend noch Mangel hatten“ (E I 161). Später tat

er das Seine dem, was er als Mangel empfand, abzuhelfen. Zunächst jedoch begnügte er sich damit einen Vorrat kleiner Erzählungen zu sammeln (E III 80).

Schmid spricht nirgends davon, daß er von seinem geistlichen Vater Sailer für seine Jugendschriftstellerei besondere und entscheidende Anregungen empfangen habe. Aus diesem Schweigen darf indes nicht gefolgert werden, daß sie überhaupt gefehlt haben. Als Hörer von Sailers Vorlesungen aus der Pastoraltheologie ist er mit dessen Forderung Religion als Geschichte zu lehren noch als Student bekannt geworden und sie konnte auf ihn ihre Wirkung umso weniger verfehlen, als seine eigenen Erfahrungen und seine innere Neigung dem entgegenkamen.

Über seine ersten schriftstellerischen Versuche hat sich Schmid selbst geäußert (E III 28 ff.). Sie fallen noch in die Zeit, wo er Alumnus in Dillingen war, und er bekennt, daß es die Lust des „Büchleinschreibens" war, die ihn in seinen freien Stunden trieb allerlei zu verfassen. Auf uns ist davon nichts Nennenswertes gekommen und es mochten diese Versuche nach seinem eigenen Geständnis unbedeutend gewesen sein.

Erst in Thannhausen entwickelte er sich allmählich zum „Verfasser der Ostereier". Wie das kam, erzählt er wieder selbst: „Als ich Schule zu halten anfing, fehlte es an brauchbaren Kinderschriften. Ich kam daher auf den Gedanken, selbst kleine, für Kinder passende Erzählungen abzufassen um ihnen die Lehren der Religion dadurch anschaulicher zu machen. Gewöhnlich erzählte ich diese Geschichtchen den Kindern oder las sie ihnen vor und hieß sie dann dieselben aus dem Gedächtnisse nachschreiben. Aus ihren Aufschreibungen, die ich fleißig durchging, ersah ich, was die Kinder am meisten darin angesprochen und was nicht. So wenn z. B. lange Reden in einer Erzählung vorkamen, wurden sie von den Kindern meist mit den Worten übergangen: ‚Hier wurde viel gesprochen'. Daraus erkannte ich, daß längere Gespräche, Monologe, sie nicht ansprachen, strich sie aus und arbeitete die Erzählung, indem ich mehr Handlung und kürzere Gespräche darin vorbrachte, noch einmal nach den gemachten Erfahrungen um. Ich fand auch, daß die Kinder nach manchem Umstand und Grund fragten, den zu berühren ich für unnötig gehalten hatte. Mir war der Grund wohl klar, nicht aber den Kindern; sie fühlten manche Lücke, die ich, geübter im Denken, nicht fühlte; dagegen machten sie mich auch wieder

durch ihre kindlichen Fragen auf Einzelheiten aufmerksam, die mir bei meiner Darstellung entgangen waren. Auf diese und andere Weise lernte ich von den Kindern, während ich sie lehrte.[1]) An den Druck dachte ich damals noch gar nicht, noch auch daran, was ein Kritiker sagen würde. Ich schrieb ganz unbefangen und war nur darauf bedacht, die Sprache der Kinder zu reden" (E IV 183f.).

Immer mehr erkannte er dann, daß das Schriftstellern für die Jugend sein eigentlicher Beruf sei, und bescheiden meint er bei der Rückschau auf sein Leben, er könne es sich nicht aus dem Sinne schlagen, daß er bei erforderlicher Muße, wenn er nicht so sehr viele Stunden der besten Lebensjahre mit dem gewöhnlichen Unterrichte und den beständigen Übungen im Lesen, Schreiben und Rechnen hätte zubringen müssen, ein Schriftsteller geworden wäre (E III 141; vgl. auch E IV 72 und Briefe und Tagebuchblätter S. 136).

Ein Schriftsteller war er nun aber doch geworden; die Frage, ob auch ein Dichter, bedarf einer besonderen und eingehenderen Erörterung, weil die Ansichten hier auseinandergehen. Der letzte Abschnitt befaßt sich mit dieser Streitfrage.

2. Umfang der Jugendschriftstellerei. Bibliographisches.

Die Jugendschriften Christoph Schmids, wie sie in den Gesammelten Schriften nunmehr vorliegen, wurden von ihrem Verfasser in einem über 40 Jahre sich erstreckenden Zeitraum nach und nach veröffentlicht. Den Anfang machte die Brieferzählung „Das Glück der guten Erziehung" (Dillingen 1806). Bald darauf erschien „Genoveva" (Augsburg 1810) und erst sechs Jahre später „Die Ostereier" (Landshut 1816). In kurzen Abständen (vgl. die „Zeittafel" in Hermann L. Kösters Geschichte der deutschen Jugendliteratur, Hamburg 1906—08, 2. Bd., S. 106ff.) folgten nun die einzelnen Werke bis zum Todesjahre Schmids.

In den Jahren 1841—46 erschienen, von Christoph Schmid selbst besorgt und daher als „Originalausgabe von letzter Hand" bezeichnet, die „Gesammelten Schriften", die in 24 Bändchen alle seine bis dahin einzeln veröffentlichten Jugendschriften und in

[1]) An einer anderen Stelle (E I 150) gesteht Schmid auch, daß er in seinen Erzählungen treffende Fragen und Äußerungen verwertete, die noch von seinen Zöglingen in Dillingen herstammten.

Band 19—24 auch seine Biblische Geschichte enthielten.[1]) Aber nicht nur das bereits Erschienene enthielten die Gesammelten Schriften, auch mancherlei noch Ungedrucktes, wie „Das beste Erbteil" kam dazu aus den Papieren des fleißigen Schriftstellers nun heraus. Für diejenigen Jugendschriften jedoch, welche schon früher veröffentlicht worden waren, bedeutete ihr Neuerscheinen in der Gesamtausgabe nicht einen unveränderten Wiederabdruck; Christoph Schmid war vielmehr bemüht, manche Verbesserung an ihnen vorzunehmen und insbesondere an der sprachlichen Form zu feilen. So war Schmid bedacht Redensarten, welche nicht allgemein verständlich sein mochten, abzuändern. Immerhin blieb auch jetzt noch mancher unedle Ausdruck, mancher Archaismus und schwäbische Provinzialismus, manche sprachliche Unrichtigkeit stehen, z. B.:[2]) „Er warf darnach mit dem Trumme eines dürren Astes" (Der Kuchen II 164); „weil das Schloß etwas vergangen war" (Das Lämmchen III 116; R verfallen 112) ebenso „das Gemälde war von Alter fast vergangen" (Der Blumenkranz XVIII 103); [sie] „hingen die Köpfe" (Ludwig der kleine Auswanderer III 75); „die Gräfin bezahlte hierauf das Rad ohne dem Wagner etwas abzubrechen" (Die Nachtigall VIII 109); „als Lehrling aufgedingt" (ebenda VIII 122); „ein Löwe mit sträubender Mähne" (Anselmo XIII 195); „ich habe inne geworden" (Josaphat XV 41); „die

[1]) Übrigens waren schon vor dieser „Originalausgabe von letzter Hand" von Nachdruckern widerrechtlich Gesamtausgaben veranstaltet worden, über die sich Schmid selbst im Vorwort zu den Gesammelten Schriften beklagt (I 8; vgl. hiezu auch E IV 200). In anderer Beziehung hatten die Gesammelten Schriften die Wirkung, daß damit allmählich die Einzelbändchen verschwanden. So hebt z. B. ein Rezensent der damaligen Zeit hervor: „Sehr zu beklagen ist, daß keine Einzelausgaben seiner Werke mehr existieren und die Anschaffung daher sehr erschwert ist" (bei Karl Bernhardi „Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften", Leipzig 1852, S. 31). Doch wurden die Erzählungen „Das beste Erbteil" und „Klara" nicht nur in die Gesamtausgabe aufgenommen, sondern auch einzeln abgedruckt (siehe die Vorworte in der Regensburger Neuen illustrierten Originalauflage).

[2]) Wenn bei den folgenden Stellen nichts Weiteres bemerkt ist, stimmen die Augsburger Originalausgabe von letzter Hand und die Regensburger Vollständige Ausgabe überein; Änderungen in der letzteren sind mit vorangestelltem „R" bezeichnet; (vgl. unten S. 53 f.). Die gegebene Zusammenstellung ist natürlich nicht als eine Liste von lauter Sprachsünden, sondern nur als ein Beitrag zur Kennzeichnung der Sprache Christoph Schmids aufzufassen; namentlich die Ausdrücke aus der schwäbischen Mundart wird man sich gerne gefallen lassen.

Lägel“ (Josaphat XV 94) und „das Lägel“ (Kurze Erzählungen XVI 102); „Jener ratet zur Flucht“ (Josaphat XV 96); „über den Wachstum und die Kräfte der Kräuter“ (Josaphat XV 49); „Gottfried zaserte das Band auf“ (Gottfried der junge Einsiedler IV 34, 72); „genumeriert“ (Der Eierdieb XVIII 147); „balbiert“ (ebenda 163); „eine Rahme“ (Der Blumenkranz XVIII 103); „abbleichen“ (statt „erbleichen“; ebenda 128); „es hatte mir geglückt“ (Lautenspielerin XVII 155). Besonders zahlreich sind solche Unebenheiten in der Erzählung „Der gute Fridolin und der böse Dietrich“ (XI) stehen geblieben: „er nahm die Flucht“ (9 u. 24); „es lauft in den Schuß“ (24); „gehorsamen“ (50; R gehorchen 49); „sie gab ihm alle ersinnliche Schimpfnamen“ (62; R ersinnlichen 60); „Herzenleid“ (65; R Herzleid 63); „nebenzu“ (69); „an Mann bringen“ (76); „schlammichtes Wasser“ (77; R schlammig 75); „bergichter Wald“ (79); „Sperrhacken“ (91); „Angelhacken“ (186; R Angelhaken 180); „vor unleidentlichen Schmerzen winseln“ (96; R unleidlichen 94); „einen dummern Jungen“ (108); „beide Hahnen spannen“ (110); „abgefäumter Spitzbube“ (116; R abgefeimter 113); „verwittibte Mutter“ (138; R verwitwete 134); „der Namen“ (144; R Name 140); „untadelich“ (150; R untadelig 145); „zum Tanz aufziehen“ (184); „dermalen“ (187); „die Vergantung aussprechen“ (194); „ihrer Kinder Kleider und Bette“ (195; R Betten 189); „für alle überstandene Leiden“ (196); „Geld lehnen“ (198; ebenso XVII 170: „ich will Dir meinen Korb da lehnen“); „ein kleines Kapital an den Zins legen“ (201; R auf Zinsen 195); „auf Zinse“ (201; R auf Zinsen 195); „Nähterei“ (204; R Näherei 197); „Bäume zu Scheitern machen“ (205); „auf den Gottesacker begraben“ (218; R auf dem Gottesacker 211); „sich zusammenschicken“ (221); „eine kleinliche Leidenschaft“ (im Sinne von „geringfügig“; 223); „die Achseln zücken“ (262; R zucken 254); „Ausforderung“ (269; R Herausforderung 260); „er bat Fritzen“ (271; R Fritz 262); „an Kenntnissen weit übersehen“ (274; R überragen 265); „Fridolins vorhabende Heirat“ (277); „alle andere Rücksichten“ (277; R anderen 268).

Nach den Gesammelten Schriften erschienen dann noch „Der Wunderarzt“ (1844), „Mathilde und Wilhelmine“ (1846), „Pauline“ und „Waldomir“ (1847), „Adelheid von Thalheim“ (1848), „Florentin Walther“ (1850). Hievon wurde im Jahre 1856 nach dem Tode Christoph Schmids Adelheid von Thalheim, Mathilde und Wilhelmine, Pauline zusammen mit den Erzählungen aus dem Nachlasse „Der Brautring“, „Paul Arnold“ und „Die Himbeere“ von Albert Werfer in zwei Bändchen zusammengefaßt und als „Supplemente“ den

Gesammelten Schriften angegliedert. Ohne Zusammenhang mit den Gesammelten Schriften und ihren zwei Supplementen sind die „Nachgelassenen Erzählungen“ („Die Blumenfreunde“, „Die Ährenleserin“, „Gottlieb Rheinhold“) herausgegeben von Albert Werfer, Augsburg 1856 und die „Nachgelassenen Schauspiele“ („Der Jahrmarkt“, „Ehrlichkeit geht über Geld und Gut“, „Die heilige Idda, Gräfin von Toggenburg“) herausgegeben von Albert Werfer, München 1863. Auch die kurzen Erzählungen (Ges. Schriften Bd. XVI) erfuhren aus dem Nachlasse durch Albert Werfer eine Ergänzung durch die „Kurzen Erzählungen, Neue Sammlung“ München 1869 (zweite Auflage; die erste war nicht mehr erreichbar) und durch die „Kurzen Erzählungen, Neueste Sammlung“ Augsburg 1858. In der „Neuesten Sammlung“ dieser Kurzen Erzählungen sind von Seite 125 ab „Gute Lehren in schönen Fabeln“ mitgeteilt, von denen der Herausgeber im Vorwort bemerkt, Schmid habe sie schon in den ersten Jahren seiner Schriftstellerlaufbahn verfaßt (vgl. oben S. 78). Es sind 25 Fabeln, meist Nachbildungen äsopischer Fabeln.

Schließlich erschien noch im Jahre 1883 von einem ungenannten Herausgeber aus Christoph Schmids Nachlasse einiges unter dem Titel „Zum Andenken, Ein Kranz von kurzen Erzählungen“ Regensburg 1883.

Vom Jahre 1864 ab bis 1885 kam bei Manz in Regensburg eine „Neue illustrierte Originalauflage“ heraus. Sie zeichnet sich durch ihre großräumige typographische Anordnung und durch geschmackvolle Zeichnungen aus. Besonders brauchbar und wertvoll ist sie dadurch, daß sie auf die Erstausgaben zurückgreift und von ihnen die Vorreden überliefert; die Gesammelten Schriften enthalten solche Vorreden nicht mehr. Anderseits entbehrt diese Ausgabe des wissenschaftlichen Charakters, indem sie nicht wenige Erzählungen bringt, die gar nicht von Christoph Schmid stammen und deren Herkunft nicht näher angegeben ist; diese Mitläufer sind: Die Beatushöhle,[1]) Der Einsiedler am Karmel, Der Erzähler (von Schwarz), Erzählungen von Werfer, Fischerknabe und Edelmann, Die christliche Familie, Gotthold, Hirlanda, Der Alte von den Bergen,[2]) Die irländische

[1]) Diese Erzählung hat Dr. Wilhelm Bauberger zum Verfasser; noch 1910 erschien im Verlag Enßlin und Laiblin (Reutlingen) „Die Beatushöhle“ als Erzählung von Christoph von Schmid.

[2]) Diese Erzählung geht auf Schafhäutl zurück; auch sie segelt in einer zu Mülheim a. d. Ruhr 1907 erschienenen Neuausgabe unter der falschen Flagge „Christoph von Schmid“.

Hütte, Das Kindergärtlein, Der Köhler aus Valencia, Das Tal von Almeria.

Eine Besonderheit der Neuen illustrierten Originalauflage ist ferner, daß sie die Schauspiele Schmids nicht als solche, sondern in einer weitausgesponnenen Bearbeitung und Umwandlung zu Erzählungen bietet. Gründe besserer buchhändlerischer Auswertung scheinen dazu geführt zu haben. Bemerkt sei noch, daß die einzelnen Bände dieser Ausgabe nicht numeriert sind.

Als nach Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist im Jahre 1885 die Werke Schmids für den unbeschränkten Nachdruck frei wurden, warf sich das Verlagsgeschäft natürlich allenthalben auf einen so dankbaren Verlagsgegenstand, wie Christoph Schmid es war und immer noch ist. So erschienen 1885 in Leipzig „Sämtliche Schriften" in 40 Heften, in Wien „Ausgewählte Schriften" in 17 Lieferungen und dann in 8 Bändchen; „Ausgewählte Erzählungen" in 36 Bändchen wurden (ebenfalls in Wien) herausgegeben von Josef Ambros. In Stuttgart erschienen 1885—86 „Ausgewählte Kinderschriften" in 12 Bänden. So geht es fort bis in unsere Tage.

Daneben macht sich das Bestreben geltend die Schmidschen Schriften wieder in Einzelbändchen aufzulösen und so unters Volk zu bringen. Namentlich der Reutlinger Verlag Enßlin und Laiblin tat sich darin hervor. Oder es wurden einzelne Erzählungen in andere Sammlungen eingereiht. So sind unter den 131 Bänden von Oehmigke's Jugendbibliothek (Einbeck und Leipzig) Nr. 9, 15, 31, 43, 52, 62, 83, 93 Erzählungen von Christoph Schmid. Auch die in München erscheinenden Katholischen Volksbücher, jetzt Neue Volksbibliothek, enthalten eine beträchtliche Anzahl Schmidscher Erzählungen. Mit einigen Schriften ist Christoph Schmid auch in der Reclamschen Universalbibliothek und in Meyers Volksbüchern vertreten. Schatzgräbers Jugendbücher räumten wenigstens dem einen „Heinrich von Eichenfels" ein Plätzchen in ihren erlesenen Reihen ein. Unter dem Titel „Fürs Mädchenherz" (Berlin 1907) mußte es sich endlich der Cölibatär Christoph von Schmid gefallen lassen mit Marie Elisabeth Nathusius zusammengekuppelt zu werden.

Zu der Regensburger Neuen illustrierten Originalauflage gesellten sich bald noch andere illustrierte Ausgaben. So erschien im Jahre 1883 der Verlag Louis Finsterlin in München mit einer solchen auf dem Plan. Auch Dorn und Meier in Ravensburg brachten eine schöne illustrierte Ausgabe heraus. Überhaupt ent-

behren namentlich die Einzelbändchen selten des Bildschmuckes. Doch ist davon wenig Erfreuliches zu berichten; Christoph Schmid muß es oft hart büßen ein literarischer Massenartikel geworden zu sein.

Der Regensburger Verlag G. J. Manz, dem wir die oben schon gewürdigte Neue illustrierte Originalauflage verdanken, hat sich um Christoph Schmid noch besonders verdient gemacht durch eine Ausgabe der Gesammelten Schriften, in der, abgesehen von der nicht hieher gehörigen Biblischen Geschichte, der volle Ertrag der Jugendschriftstellerei des Verfassers der Ostereier in einheitlicher Zusammenfassung vorliegt. In 28 Bänden umschließt diese vollständige, im Jahre 1885 erschienene Ausgabe neben den eigentlichen Jugendschriften auch noch (in den letzten vier Bänden) einige Werke, die mehr unter den Begriff der Heiligengeschichte fallen, aber wegen ihres erzählenden Charakters doch eine nahe Beziehung zu den Jugendschriften im engeren Sinn haben.

Mit der Augsburger Originalausgabe von letzter Hand hat die Regensburger Vollständige Ausgabe, rein äußerlich betrachtet, das Format gemeinsam und hier wie dort ist jedes Bändchen mit einem Titelbild geschmückt. Dem ersten Bande ist in der Regensburger Vollständigen Ausgabe außerdem noch das Faksimile eines Briefes von Christoph Schmid (aus Augsburg vom 17. Oktober 1833) beigegeben. In der Behandlung des Textes ist zunächst vor allem der inzwischen veränderten Rechtschreibung Rechnung getragen. Im übrigen zeigt die Vollständige Ausgabe das Bestreben den Text unverändert zu lassen. Doch ist dieses Bestreben nicht mit grundsätzlicher Strenge durchgeführt und so zeigt die Textgestaltung in Einzelheiten nicht so fast Regel als Willkür und Schwanken. Die Stelle im Lämmchen (III 116 der Originalausgabe von letzter Hand): „weil das Schloß etwas vergangen war“ ist geändert in „weil das Schloß etwas verfallen war“ (III 112); im „Blumenkranz“ dagegen ist derselbe Gebrauch von „vergangen“ beibehalten und es heißt dort in beiden Ausgaben: „Das Gemälde war von Alter fast vergangen“ (XVIII 103 bzw. XVIII 98). Ähnlich ist „Herzenleid“ (XI 65) abgeändert in „Herzleid“ (XI 63); aber noch in derselben Erzählung ist doch wieder „Herzenleid“ stehen geblieben (XI 226). Ebenso wurde „Sperrhacken“ belassen (XI 89), „Angelhacken“ (XI 186) hingegen in „Angelhaken“ verbessert (XI 180). Das nämliche regellose Schwanken verrät sich auch bei dem für Christoph Schmid so bezeichnenden Konjunktiv in Nebensätzen: bald wird er beseitigt, bald wieder beibehalten. Wie sich

die Regensburger Vollständige Ausgabe im übrigen zu den sprachlichen Unregelmäßigkeiten und veralteten Redewendungen der Augsburger Originalausgabe von letzter Hand verhält, ist aus der oben (S. 49 f.) gegebenen Zusammenstellung zur Genüge ersichtlich: auch hier wahlloser Wechsel zwischen Erhaltung und Neuerung.

In der Anordnung deckt sich die Vollständige Ausgabe bis zum XVIII. Band einschließlich mit der Originalausgabe von letzter Hand; Band XIX und XX enthalten die Supplemente. In den übrigen acht Bänden ist hauptsächlich das untergebracht, was aus dem Nachlasse Christoph Schmids stammt, und dazu die schon erwähnten Bearbeitungen von Heiligenleben. Auch das „Christliche Vergißmeinnicht", eine „Auswahl aus des ehrwürdigen Angelus Silesius geistreichen Sinnreimen, unserem gegenwärtigen Sprachgebrauche anbequemt und in eine leicht übersehbare Ordnung gebracht", wurde in die Vollständige Ausgabe mitaufgenommen. Die Biblische Geschichte jedoch fiel weg.

Die Ordnung der Werke in der Originalausgabe von letzter Hand (und demgemäß in den Bänden I—XVIII der Regensburger Vollständigen Ausgabe) ist nicht chronologisch. Es liegt ihr vielmehr ein Plan zugrunde, der die einzelnen Schriften ihrem Inhalt nach zu einem sinnvollen Ganzen zusammenfügen will. Schmid legt diesen Plan selbst dar im Vorwort zur Originalausgabe von letzter Hand (I 9 f.). Daraus geht deutlich hervor, daß es Schmid nicht darum zu tun war einen künstlerischen Bau aufzurichten. Das wäre ja auch hinterher nicht mehr möglich, wenn es von Anfang an nicht geschaut, gedacht und gewollt war. Vielmehr hat es der nachträgliche Plan, die Individuen der Gesammelten Schriften in einem Organismus höherer Ordnung aufgehen zu lassen, lediglich auf die Architektonik eines systematischen Lehrgebäudes abgesehen. Aber selbst so ist der Gedanke wenig glücklich; denn ganz abgesehen davon, daß es wohl niemand einfällt die einzelnen Schriften durch fortschreitende Lesung vom ersten bis zum letzten Band auf sich wirken zu lassen, widerstreben auch die einzelnen Erzählungen in ihrem geschlossenen Fürsichsein einer Einreihung in ein System.

3. Verbreitung, Bearbeitungen, Nachahmungen.

Schon im Jahre 1855 konnte in einem von Minister Graf von Reigersberg, Kardinal Carl August Graf von Reisach und

anderen unterzeichneten Aufruf zur Errichtung eines Christoph von Schmid-Denkmals darauf hingewiesen werden, daß Schmids „gemütreiche“ Erzählungen über alle Weltteile verbreitet, in sechs verschiedene Sprachen übertragen und von der damals regierenden Königin von Schweden eigenhändig ins Schwedische übersetzt worden seien. Auch Karl Haas hebt in seiner Neuen Sion (1854, S. 568) die große Anerkennung hervor, welche Christoph Schmids Werke im Auslande fanden: „Die Amerikaner verschlangen dessen Erzählungen, Russen, Franzosen, Engländer und Italiener übersetzten sie in ihre Sprachen und noch in den letzten Jahren korrespondierte die jetzige Königin von Schweden mit unserem ehrwürdigen Nestor, da sie dessen Schriften eigenhändig ins Schwedische übertrug.“ Schmid selbst berichtet in einem Brief aus Freiburg i. B. (vom 19. August 1840) an seine Schwestern in Augsburg: „Herr Hofrath Müller, Vorstand des Blindeninstituts dahier, besuchte mich und zeigte mir eine Auflage der Ostereier, die zu Philadelphia in Amerika für das Pennsylvanische Blindeninstitut mit erhabenen Buchstaben gedruckt ist, so daß die Blinden das Buch, das ziemlich groß und dick ist, mit den Fingern lesen können. Das Durchblättern dieses Buches war für mich ebenso rührend als erfreulich“ (E IV 176 f.).

In den Jahrzehnten, die seitdem verflossen sind, ist die Verbreitung der Schriften Schmids nicht geringer geworden. Sie haben sich nun auch die Türkei erobert, ja sogar China und Japan.

Demgemäß sind auch die Übersetzungen der Werke Schmids sehr zahlreich.

Die K. Hof- und Staatsbibliothek zu München enthält allein schon neben französischen, englischen, italienischen, spanischen Übersetzungen auch solche ins Arabische, Böhmische, Vlämische, Esthnische, Finnische, Lettische, Illyrische, Rhäto-Romanische und Ostladinische.

Christoph Schmid gehört aber nicht nur zu den vielübersetzten Autoren, er wurde auch viel bearbeitet. Nach Art und Umfang lassen sich die Bearbeitungen in sieben Gruppen einteilen.

1. Die einfachste Art der Bearbeitung ist jene, die sich auf Streichung moralisierender Weitschweifigkeiten beschränkt. Hieher gehört beispielsweise die „Rosa von Tannenburg“ in der Bearbeitung von Karl Neumann (Fürth 1901); durch die Beseitigung des Übermaßes an Moralreden verringert sich auch die Zahl der Kapitel.

2. Die Unsitte an der stilistischen Formgebung in Einzelheiten zu mäkeln und zu feilen hat sich auch an Christoph Schmid zu schaffen gemacht. Man kann nicht behaupten, daß Überarbeitungen dieser Art auch wirklich Besseres an die Stelle des Ursprünglichen setzen. Lehrreich genug in dieser Hinsicht ist beispielsweise eine also „verbesserte“ Rosa von Tannenburg, die Heinrich Wolgast seiner vielberufenen Kritik Christoph Schmids zu Grunde legt und aus der er eine Stelle anführt zum Beweise dafür, wie Christoph Schmid sich in Gemeinplätzen ergehe. Wolgast bringt aber seine Kritik an der falschen Stelle an, sie hat dem heimlichen, unberufenen Bearbeiter zu gelten; denn erst die von Wolgast ohne kritische Nachprüfung benützte Bearbeitung zeigt jene Verwässerung, die den Tadel Wolgasts rechtfertigt:

Bearbeitung (von Wolgast als Originaltext angeführt)	Originaltext
Hunger ist der beste Koch. Es ist ein gutes Gewürz, der Hunger, das man bei den Reichen nicht findet, aber der Arme hat es umsonst und macht ihm sein einfaches Mahl angenehmer, als der Reiche seine kostbarsten Speisen findet.	„Ja, ja,“ sprach der Köhler, „der Hunger ist ein kostbares Gewürz, desgleichen man in den Gewürzschachteln der Reichen keines findet, das aber wir Armen umsonst haben. So gleicht der liebe Gott alles aus.“

3. Noch eingreifender sind solche Bearbeitungen, die überhaupt mit dem Texte frei schalten und walten. Hieher gehört z. B. der „Heinrich von Eichenfels“, nach Christoph Schmid neu erzählt von Eduard Drexl, Regensburg 1913. Die fünfzehn Kapitel bei Schmid sind in elf zusammengezogen und mit geänderten Überschriften versehen. Die Zeit der Geschichte wurde von Schmid einigermaßen bestimmt angegeben: „zu Anfang des vorigen Jahrhunderts,“ Drexl läßt sie unbestimmt: „vor langer, langer Zeit“ heißt es bei ihm. Umgekehrt verlegt Drexl den Schauplatz in den Schwarzwald,[1]) während Schmid nur von einem Schlosse „nahe an einem großen Walde“ spricht.

Die Umgestaltung des Textes verfolgt den Zweck die einfache und durchsichtige Schreibweise Schmids noch mehr zu vereinfachen

[1]) Noch genauer wird in einer zufällig in meine Hände geratenen französischen Bearbeitung des Weihnachtsabends (La Veille de Noël, traduit et imité du Chanoine Schmidt (!), Limoges ohne Jahr) entgegen der völligen Unbestimmtheit bei Christoph Schmid von den environs de Sarreguemines und dann von dem Dorf Saint-Remy gesprochen.

und noch mehr der kindlichen Fassungskraft anzupassen. Deshalb werden schon rein äußerlich längere Absätze in mehrere kürzere zerlegt. Weiterhin löst der Bearbeiter längere Sätze in kurze Einzelsätze auf. Statt der indirekten Rede wird die direkte gebraucht. Aus einer kleinen Hütte wird ein Hüttchen, aus einer Kapelle ein Kirchlein, aus einer Treppe werden 25 Stufen. Mag man auch in Einzelheiten solche Änderungen unnötig und vielfach nicht einmal glücklich finden, so ist doch anzuerkennen, daß der Neuerzähler sich nicht verbirgt und von pädagogischen Grundsätzen geleitet wird. Über die hiehergehörige Bearbeitung der Kurzen Erzählungen vgl. man Paul Lang (a. a. O. S. 161 ff.).

4. Eine Verschmelzung der „Genoveva" Schmids und des „Lebens und Todes der heiligen Genovefa" von Ludwig Tieck gab der Christliche Buch- und Kunstverlag Carl Hirsch A.-G. in Konstanz heraus. Es ist eine sehr gediegene illustrierte Ausgabe, dabei erstaunlich billig (40 Pfennige). Die zwölf Bildbeigaben dieser Bearbeitung sind Reproduktionen der Zeichnungen Joseph Führichs, die 1824 in Prag zu Ludwig Tiecks Genovefa erschienen.

Neben Schmid und Tieck kommt übrigens der ungenannte Bearbeiter auch mit eigenen Zutaten zu Wort; so wird die bei Tieck (Schriften, 2. Bd., Berlin 1828 S. 212) dem heiligen Bonifatius in den Mund gelegte Erzählung von der Erscheinung des Engels, der Genoveva ein Kruzifix bringt, in einen Traum Genovevas verwandelt (S. 60). Auch die Rettung Bennos durch den Pilgrim (S. 68) geht über Tieck hinaus.

Die leidenschaftliche Liebe Golos zu Genoveva beansprucht bei Tieck mehr als die Hälfte des Dramas zu ihrer Entfaltung. Golo ist dort nicht von Anfang an ein Scheusal; er wird es erst in der Verblendung seiner Leidenschaft. Christoph Schmid hat die Gestalt Golos, der niederländischen Tradition der Genovefa entsprechend, von vornherein als abgefeimten Bösewicht hingestellt und in begreiflicher Zurückhaltung dem, was Golo innerlich bewegt, in seiner Erzählung keinen Raum gelassen. Was bei Christoph Schmid in einem kurzen Kapitel und in groben Strichen mehr angedeutet als psychologisch entwickelt wird, hat der Bearbeiter in Anlehnung an Tieck in reicherer Weise ausgestaltet. Auch das Ende Golos wird in der Bearbeitung nach Tieck (allerdings nur kurz) erzählt. In der Hauptsache hält sich aber der Bearbeiter an Christoph Schmid. Die Abweichungen von diesem scheinen mit

in den Illustrationen begründet zu sein: Das Bild neben dem Titelblatt, ferner die Bilder S. 13, 19, 25 und 67 würden zur unbearbeiteten Erzählung Christoph Schmids nicht passen.

5. Eine weitere Art von Bearbeitung besteht darin Schmidsche Erzählungen auf die Bühne zu bringen, zu dramatisieren. So erschien schon im Jahre 1812 in München ein Schauspiel in zwei Aufzügen: „Genoveva oder die Leiden der Unschuld." Der anonyme Verfasser [1]) gibt Christoph Schmid oft wörtlich wieder (vgl. Golz a. a. O.). Noch zu Lebzeiten Christoph Schmids wurde auch Rosa von Tannenburg (Schauspiel in zwei Aufzügen, Augsburg 1833) und Heinrich von Eichenfels (ebenfalls in zwei Aufzügen, Augsburg 1848 in zweiter Auflage), jene von J. Woller, dieser von J. A. Schirmer in starker Anlehnung an die Erzählungen für eine kleine Bühne zugerichtet. In neuerer Zeit hat Minna Waldau den Weihnachtsabend zu einem Schauspiel in drei Aufzügen umgegossen, wovon der erste neue Zutat ist; der Titel wurde ebenfalls abgeändert, das Schauspiel heißt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, Und den Menschen ein Wohlgefallen," Regensburg 1891. Die Beliebtheit und weite Verbreitung der Schmidschen Genoveva brachte es mit sich, daß sie auch die Vorlage zu einer italienischen Operette für Kinder wurde (siehe B. Seuffert, die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa, Habilitationsschrift, Würzburg 1877, S. 57, Anm. 4). Schließlich mag noch erwähnt werden, daß Christoph Schmid auch auf dem Spielplan des Marionettentheaters in München einen Platz gefunden hat und sogar schon verfilmt worden ist.

6. Eine Umarbeitung der Schauspiele Christoph Schmids zu Erzählungen ist schon oben (S. 86) erwähnt.

7. Die Schlichtheit und Klarheit des Stils Christoph Schmids haben dazu geführt ihn nicht nur dem deutschen sondern auch dem fremdsprachlichen Unterricht dienstbar zu machen. So wurden schon vor 70 Jahren die Ostereier ins Englische übertragen und mit Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis zur Rückübersetzung versehen (Easter Eggs, translated into English by Henry John Whitling. For the use of schools and for private and self instruction. With notes and a small Dictionary to assist the retranslation, Nuremberg 1846). In München

[1]) Nach einem handschriftlichen Vermerk in einem Katalog der Breslauer Stadtbibliothek heißt er Lindl (vgl. Bruno Golz, Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung, Leipzig 1897, S. 100; Golz vermutet darnach Ignaz Lindl, 1774—1834).

erschienen im Jahre 1850 Venti sei piccoli racconti mit einem Wörterverzeichnis für vergleichenden deutsch-italienisch-französischen Sprachunterricht. Gerade die Kurzen Erzählungen schienen zu solchen Zwecken besonders geeignet und erfreuten sich einer großen Beliebtheit. So erlebten die Petits Contes pour les enfants par l'auteur des Oeufs de Pâques, mit Sprechübungen und Wortregister versehen von Fr. W. Steup, Liegnitz, eine hohe Zahl von Auflagen.

Nach dieser Umschau, welche von den mannigfachen Formen des bearbeiteten Christoph Schmid einen Begriff geben soll, muß als allgemeines Ergebnis einer vergleichenden Prüfung festgestellt werden: Jede Bearbeitung, die über Streichungen hinaus das Gefüge einer Erzählung antastet, läßt erkennen, daß der also bearbeitete Christoph Schmid nichts gewinnen, wohl aber vieles verlieren kann. Man prüfe daraufhin eine Bearbeitung aus der jüngsten Zeit nach: „Am Weihnachtsabend", neubearbeitet von N. Sittler, Regensburg 1913. Es ist sehr lehrreich daraus zu ersehen, wie der Reiz der Schmidschen Erzählungen nicht in ihrem Stoffe liegt, sondern in der Christoph Schmid eigentümlichen echt kindlichen Darstellungsform, in seiner Kunst der Erzählung. Daher vertragen sie keine Bearbeitung, die diese innere Form zerstört.

Das Vorbild und der ungeheure Erfolg der Jugendschriftstellerei Christoph Schmids rief eine große Zahl von Nachahmern auf den Plan. „Geschwind haben kleine Geister und Spekulationsseelen es ihm nachmachen wollen, sogar seinen Namen mißbraucht und literarischen Raub an ihm begangen" (Karl Haas in der Neuen Sion 1854 S. 568).

Damit ist wohl auf jenen Pseudo-Christoph Schmid angespielt, dessen Erzählungen in Augsburg 1849 erschienen unter dem Titel „Der Erzähler am Kamine" (vgl. auch Wilhelm Hopf, Mitteilungen über Jugendschriften an Ältern und Lehrer, im Jahresbericht der Handelsgewerb-Schule in Nürnberg 1848/49, S. 14). Noch im Jahre 1911 erschien bei Manz in Regensburg eine Sammlung kurzer Erzählungen unter dem Titel „Jugendspiegel". Der Name Christoph von Schmid steht auf dem Titelblatt; das ist aber die einzige Beziehung, die zwischen jenen Erzählungen und Christoph von Schmid besteht.

Außer den Spekulationsseelen wandeln aber auch in den Spuren Christoph Schmids Schriftsteller, die mit lauterem Ernst

ein Werk der Volkserziehung zu tun glaubten, wenn sie im Stile Christoph Schmids zu dichten und freilich noch mehr zu predigen sich bemühten. Hieher gehören die Rauchenbichler, Hungari, Dewora, Waibel (Theodor Nelk), Schafhäutl, Lautenschlager, Hauber, Chimani, E. v. Ambach, Rolfus, Dittmar, Wildenhahn u. a.

Der bekannteste Nachahmer Christoph Schmids ist aber der Arzt Dr. Wilhelm Bauberger. Seine „Beatushöhle" z. B. ist eine vergröberte „Rosa von Tannenburg" (vgl. H. L. Köster, Geschichte der deutschen Jugendliteratur, II 65). Treffend und zusammenfassend hat sich über die Nachahmer Christoph Schmids C. Kühner geäußert in dem Artikel „Jugendlektüre" in K. A. Schmids-Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, angeführt auch von H. L. Köster a. a. O. II 142.

4. Allgemeiner Inhalt der Jugendschriften.

In einem Briefe Sailers an Schmid (E IV 128) heißt es: „Die Entwicklung Deiner Geschichte wird keine andere sein als die, die Du in allen Deinen Geschichten und Gedichten so schön darstellest: Gottes Ehre, unverhoffte Verklärung seiner geheimnisvollen, weisesten Führungen, Belohnung des Verdienstes und vollkommener Sieg der gerechten und guten Sache." Damit ist in der Tat von Sailer der allgemeine Grundgedanke herausgestellt, wie er die Jugendschriften Schmids durchgängig beherrscht. Sie sind eine Variation desselben Themas. Doch betont Schmid wiederholt, daß er das wirkliche Leben abschildere, daß er die Begebenheiten nicht aus der Luft gegriffen, sondern ganz aus dem wirklichen Leben genommen habe (vgl. die Vorworte zu den Erzählungen „Der gute Fridolin und der böse Dietrich" und „Florentin Walther" in der Neuen illustrierten Originalauflage, Regensburg 1885). Bei den Erzählungen, die sich auf eine „wahre Geschichte" gründen, unterscheidet er „die Wahrheit einer Geschichte" und „die Wahrheit eines Gemäldes", das will heißen historische und poetische Wahrheit. Die poetische Wahrheit muß da helfend eingreifen, wo aus Mangel an genauer Kunde die Farben zur Ausmalung einzelner Umstände nur aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit hergenommen werden müssen (vgl. das Vorwort zu „Waldomir"). Sind doch die Nebenumstände „zur lebendigen und rührenden Darstellung einer Geschichte so notwendig als die Farben dem Maler zum Malen. Genug, wenn diese kleinen Umstände so gewählt sind, daß sie nichts Fremdes in die Geschichte hineintragen, sondern wie Blumen aus ihrem natürlichen Boden

aus der Geschichte hervorgehen“ (Vorwort zur „Genoveva“). Daher müssen die Nebenumstände, wie es an einer anderen Stelle (Vorwort zum „Eustachius“) heißt, aus der Verbindung der Hauptbegebenheiten und der Denkungsart der handelnden Personen so notwendig hervorgehen, daß sie jeder denkende Leser höchst wahrscheinlich finden müsse. Nun hat man allerdings an den Erzählungen Schmids gerade das Fehlen dieser inneren Notwendigkeit als besonderen Mißstand gerügt (wovon im letzten Abschnitt ausführlicher die Rede sein wird). Auch über Christoph Schmids Erfindungsgabe gehen die Urteile weit auseinander. Die Zeitgenossen Schmids haben gerade seine „glückliche Erfindung“ bereitwillig anerkannt.[1]) Im Gegensatz hiezu bemerkt Hch. Wolgast,[2]) Schmids Erfindungsgabe sei äußerst gering, wer zwei Erzählungen gelesen habe, wisse bei der dritten, wie und wohin sie laufe. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Das Knochengerüst, der Grundriß der Erzählungen Schmids bleibt sich stets gleich und in dieser Hinsicht könnte man die Erfindungsgabe Schmids äußerst gering nennen, wenn nicht die starre Einförmigkeit des allgemeinen Inhalts hauptsächlich der Tendenz zur Last fiele, die hinter den Erzählungen steht. Es liegt im Wesen dieser konstruktiven Tendenz, daß sie stilisiert und uniformiert. Hievon abgesehen, bleibt aber doch jenes ältere Urteil von der „glücklichen Erfindung“ Schmids zu Recht bestehen, wenn man sie auf die wechselnde Einkleidung der allgemeinen Grundformel einschränkt. Hier von einer äußerst geringen Erfindungsgabe zu sprechen wäre durchaus ungerecht. Fast fühlt man sich zu der Vermutung gedrängt, daß die Kritiker Schmids ihr Wissen vom Verlauf der dritten Erzählung, nachdem man die erste und zweite gelesen habe, tatsächlich nur aus der Lesung zweier oder höchstens dreier Erzählungen geschöpft haben; sonst müßten sie zugestehen, daß Schmid in der unermüdlichen Abwandlung ein und derselben Idee eine nicht unverächtliche und oft sinnige Erfindungsgabe entfaltet.

Im allgemeinen haben wir in den Jugendschriften Schmids Schauspiele der Vorsehung zu sehen in dem Sinne, wie Sailer die Geschichte des ägyptischen Josephs ein „Schauspiel der Fürsehung“ nennt. Demnach will Sailer unter einem solchen Schauspiel die „Entwickelung einer Begebenheit aus einem verwickelten Knoten,

[1]) Vgl. die „Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur“, bearbeitet und herausgegeben von Dr. O. L. B. Wolff, VII. Band, Leipzig 1842, S. 1 f.

[2]) Das Elend unserer Jugendliteratur [3] S. 97.

durch fortlaufenden Widerstand und Kampf bis zum Punkte der Vollendung“ verstanden wissen; und „desto vortrefflicher ist das Schauspiel, je kleiner, unbedeutender der Anfang; je mächtiger die Hindernisse; je herrlicher der Sieg der Wahrheit und Unschuld am Ende; je unerwarteter und ungeahnter das Medium der Entwicklung; je befriedigender die Vollendung; je abstechender der Punkt der Vollendung gegen den Punkt des Anfangs; je vollkommener am Ende alle Irrtümer aufgedeckt, alle Leiden vergolten, alle Triebfedern offenbaret werden“ (Vorlesungen aus der Pastoraltheologie I 202).

Diesem allgemeinen Kompositionsplan für „Schauspiele der Fürsehung“ fügen sich auch die Schriften Schmids, wie ja Sailer selbst in der oben angeführten Briefstelle bemerkt hat.

Die entscheidende Rolle, welche demnach der göttlichen Vorsehung in der Ökonomie der Werke Schmids zukommt, bedarf einer näheren Beleuchtung.

Einen Zufall gibt es bei Christoph Schmid nicht: „Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr“ (Das Johanniskäferchen II 60). „Durch geringe Mittel bringt Er die wichtigsten Begebenheiten zustande“ (Die Himbeere XX 223). Das ist christliche oder überhaupt religiöse Auffassung alles Geschehens. Darnach sind alle Vorkommnisse von Gott vorbedacht, gewollt oder wenigstens zugelassen und gliedern sich einem zweckvollen Zusammenhange ein. So wird das Leben jedes Menschen zu einem wunderbaren Kunstwerk: Gott „offenbart sich uns noch freundlicher und liebreicher in den Schicksalen unseres Lebens, indem er sich oft eines geringfügigen Dinges bedient uns vor Leiden zu bewahren, uns aus Nöten zu erretten, uns vom Bösen zurückzuschrecken, uns einen mächtigen Antrieb zum Guten zu geben; indem Er oft den unbedeutendsten Umstand den Anfang einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheiten werden läßt, die verschiedensten scheinbaren Zufälle zu Einem Ziele lenkt, sodaß jedes Menschenleben, wenn wir es — was wohl erst jenseits vollkommen geschehen wird — mit einem Blick übersehen, als ein schön geordnetes Ganze, als ein Wunder seiner Allmacht, Weisheit und Güte erscheinen wird“ (Das Blumenkörbchen VI 164). Spricht hier Schmid von der Vorsehung, die vor Leiden bewahrt, so sind anderseits gerade die Leiden das vorzüglichste Erziehungsmittel der Vorsehung, „die hier auf Erden uns Menschen durch Leiden bildet, uns durch Leiden vor manchem Abwege bewahrt, uns in der Frömmig-

keit, im Vertrauen auf Gott, in der Demut, in der Geduld übt, uns auf die Freude, die sie uns auf Erden zudachte, vorbereitet und — was das Vorzüglichste ist — uns durch Leiden für den Himmel erzieht" (Das Blumenkörbchen VI 162 f.).

Um das Walten der göttlichen Vorsehung bei Christoph Schmid nach Umfang und Art noch genauer zu bestimmen, können wir uns zweckmäßig an die auf den Aquinaten zurückgehende theologische Terminologie halten, die eine providentia generalis, specialis und specialissima hinsichtlich der Objekte, eine providentia ordinaria oder naturalis und extraordinaria oder supernaturalis in Hinsicht auf die Mittel der providentiellen Tätigkeit Gottes unterscheidet (vgl. Hauck, Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche [3] XX 755).

Ohne die anderen Formen der Vorsehung zu vernachlässigen, bemüht sich Christoph Schmid doch vor allem die providentia specialissima zu veranschaulichen, d. h. die helfende Vorsehung dem Frommen, Tugendhaften gegenüber. Kein gottergebenes Gebet bleibt ohne Erhörung, oft genug folgt die Erhörung dem Gebet unmittelbar auf dem Fuße. Ein paar Beispiele mögen es dartun. Im „Weihnachtsabend" verirrt sich der heimatlose, verwaiste Knabe Anton zur Winterszeit in einem dicken, finstern Wald; es dunkelt bereits und in seiner Not betet Anton: „Ach du lieber Vater im Himmel! Ach laß mich doch nicht in diesem wilden Walde, in Nacht und Frost umkommen . . . ." Unmittelbar nach diesem Notschrei zu Gott kommt dem armen Waisenknaben die lieblichste Hilfe. Harfenklänge und frommer Gesang, alsbald auch ein Lichtstrahl weisen ihm den Weg in ein einsames Försterhaus, wo er nicht bloß Hilfe für den Augenblick, sondern eine neue Heimat findet. Oder im „Blumenkörbchen": Vater Jakob und seine des schmählichsten Diebstahls bezichtigte, unschuldige Tochter Marie werden aus der Grafschaft verwiesen. An der Grenze setzt sich der alte Mann, müde von Kummer und Herzeleid, auf den Grenzstein nieder und betet mit lauter Stimme um Gottes Beistand für die gegenwärtige und alle kommende Mühsal. Der alte Jäger des Grafen hört es, kommt herbei und hilft dem Bedrängten mit einem Sümmchen, das er selbst eben unerhofft zurückgezahlt erhielt. So kann also der fromme Greis zu seiner Tochter sagen: „Sieh, Marie, wie gütig der liebe Gott sogleich anfangs unserer Reise für uns sorgt . . . Bevor ich von diesem Steine aufstehe, hat Gott unser Gebet schon erhört."

Derartige Schickungen und Fügungen will Schmid aber nicht im Sinne der providentia extraordinaria aufgefaßt wissen. Er ist weit entfernt einem oberflächlichen Wunderglauben, der seinen Grund in Unkenntnis der Zusammenhänge und voreiligen Schlußfolgerungen hat, das Wort zu reden. Wie er den plumpen Aberglauben mit scharfen Worten geißelt, so entpuppt er auch den einfältigen Wunderglauben des Volkes als das, was er ist.[1])

So belehrt im „Eierdieb" Herr von Auer, dem als aufgeklärtem Manne jeglicher Aberglaube „in den Tod verhaßt" ist, die „unwissende, törichte" Wirtin zur goldenen Gans: „So sind doch Aberglaube und Argwohn immer beisammen! Darum ist es auch um den Aberglauben etwas so Verderbliches. Er verwirrt nicht nur den Verstand; er macht auch das Herz hart, lieblos und bösartig. Sie sehen aber nun sonnenklar, daß Ihre alberne Meinung von Hexerei, Bannen und dergleichen nichts als Dummheiten sind. Wenn man die abenteuerlichsten Geschichten der Art näher beim Lichte betrachtet — läuft's immer auf Betrug und Leichtgläubigkeit, Irrtum und Täuschung hinaus. Lassen Sie das sich gesagt sein" (XVIII 159).

In der „Kapelle bei Wolfsbühl" wird in anscheinend wunderbarer Weise ein Wolf in dem Augenblick, wo er sich beutegierig auf eine an der Kapellentür festgebundene Ziege stürzen will, sozusagen automatisch in die Kapelle eingeschlossen, sodaß die Ziege ganz unversehrt bleibt. Ein alter Mann erklärt Georg, dem Besitzer der Ziege, das vermeintliche Wunder auf ganz natürliche Weise. „So war es denn kein Wunder," sagte Georg betroffen und nicht mehr so fröhlich; „so ging denn alles ganz natürlich zu?" „So natürlich es zuging," sprach der Greis, „so ist es doch ein Wunder. Es ist ein Wunder der göttlichen Vorsicht. Gott hat alles so gefügt." Oder im „Marienbild": „Zwei Holzhauer legten unverzüglich die Axt an den Baum. Er stürzte mit großem Gekrache zu Boden — und die Männer schrien erstaunt auf: ‚Ein Wunder! Ein wahres Wunder!' Der Baumstamm war unten, wo er etwas morsch war,

[1]) In diesem Bestreben ist Schmid ganz Aufklärungspädagoge. Und wir erinnern uns, wie entscheidend Schmid nach dieser Richtung schon von seinem Vater, später von Sailer bestimmt und darüber hinaus natürlich überhaupt vom Geist des Aufklärungszeitalters getragen war. So sehr, daß er z. B. die Entstehung einer lokalen Sage platt aufklärerisch auf absichtliche, utilitaristische Erfindung zurückführt, ohne Sinn für das poetische Weben der Volksphantasie (Die Hopfenblüten V 6. Kap.).

im Fallen zerbrochen; ein Stück von der Rinde war losgesprungen und die Männer erblickten in dem Baumstamm mit Einem Male [ein Marienbild] . . . ‚Das übersteigt unsern Verstand' sagten sie zueinander, ‚wie das schöne Muttergottesbild in den Baum hineingekommen sein mag. Man sah doch außen an dem Baum keine Öffnung; er war ganz mit Rinde umgeben und mit Moos bewachsen, wie die übrigen alternden Bäume des Waldes. Es ist etwas ganz Unerhörtes; es ist ein offenbares Wunder'." Christoph Schmid sorgt jedoch sofort dafür, daß die Männer nicht bei dieser Meinung verharren; er läßt den vornehmen Besitzer des Waldes als Vertreter der aufgeklärten Bildung das angebliche Wunder erklären: es sei leicht zu begreifen, wie das schöne Bild in den Baum gekommen sei. Irgendein frommer Mensch habe eine Vertiefung in den Stamm geschnitten und es hineingetan. Die Rinde sei dann nach und nach wieder darüber gewachsen und habe so das Bild in den Baum eingeschlossen. Schmid will damit wohl auch eine leise Kritik an dem Volksglauben üben, dem so viele Wallfahrtsorte ihre Entstehung verdanken. Lehrreich in dieser Beziehung ist auch die Erzählung „Klara". Den Stoff zu ihr hat Schmid einem lateinischen Werk von vielen Bänden entnommen (siehe das in der Regensburger Neuen illustrierten Originalauflage, 1885, überlieferte Vorwort); es mag ein Werk gewesen sein, in dem legendenhaft die Entstehungsgeschichte der Gnadenorte erzählt war. Bezeichnend genug hat nun Christoph Schmid die fromme Legende, als die wir seine Vorlage vermutungsweise ansprechen dürfen, pragmatisiert. Er läßt die wunderbare Begebenheit nicht als ein „unmittelbares Wunder" gelten und vermeidet es peinlich von einem „Wallfahrtsort" zu sprechen: „Von der wunderbaren Begebenheit, die bei dem Muttergottesbilde vorgegangen war, verbreitete sich ein dunkles Gerücht in der ganzen Gegend. Viele glaubten, die Sinnesänderung des Ritters sei ein unmittelbares Wunder gewesen. Allein auch diejenigen, denen die Umstände näher bekannt waren, sagten: ‚Obwohl die Fügung, daß der Ritter das Gebet der frommen Jungfrau hörte, die Veranlassung zu seiner Besserung war, so hat es doch Gottes heilige Vorsehung so gefügt und eben dadurch Klaras Gebet wunderbar erhört.' Die Landsleute aus allen Dörfern weit umher besuchten mit ihren Kindern die Kapelle; auch viele Ritter und Rittersfrauen, aus nahen und fernen Schlössern, kamen mit ihren Söhnen und Töchtern dahin. Jede Mutter stellte die heilige Jungfrau ihrer Tochter als ein Bild

der Unschuld und Reinheit vor und ermahnte sie ihrem schönen Beispiele zu folgen, wie es Klara getan habe u. s. w.“[1])

Was Christoph Schmid hier ein „unmittelbares Wunder“ nennt, ist das Wunder im übernatürlichen Sinne. Er ist aber, wie man sieht, angelegentlich bemüht, Vorgänge, die auf den ersten Blick und ohne Kenntnis der näheren Umstände als Wunder im engeren und strengen Begriff des Wortes erscheinen, auf Zusammenhänge zurückzuführen, die an sich ganz natürlich sind. Erst die religiöse Deutung verknüpft sie mit dem geheimnisvollen Walten der göttlichen Vorsehung und da erscheint dann freilich auch das Natürliche als Wunder, insofern es für die gottinnige Seele überhaupt nichts Natürliches gibt (man denke z. B. an Jung Stilling).

Solche Fügungen nun, die folgerichtig als „mittelbare“ Wunder der göttlichen Vorsehung bezeichnet werden müssen, bilden in den Schriften Christoph Schmids die Hauptbeweger der Handlung. Und oft genug müssen sie sich dazu noch häufen, damit das erwünschte

[1]) Es wäre übrigens falsch in Christoph Schmid einen Gegner des Wallfahrens zu sehen. In einer Bearbeitung des Konferenzthemas „Welches sind die Ursachen, die das Auslaufen der Pfarrangehörigen in fremde Kirchen herbeiführen und begünstigen?“ hat er sich als Pfarrer in Stadion darüber sehr ansprechend ausgelassen. Mit besonderer Wärme hebt er darin eine Seite hervor, die gerade in unserer Zeit der Bestrebungen die Kunst dem Volke nahezubringen beherzigenswert erscheint: „Noch ein Grund, aus welchem Menschen entfernte Tempel besuchen, ist die Macht der Künste auf das menschliche Gemüt. Die herrlichen katholischen Tempel, mit denen Deutschland prangt, die selbst hohe Kunstwerke sind und reiche Kunstwerke in ihrem Innern verschließen, sind sie nur für die Stadt, in der sie stehen? Sind sie nicht ein Gemeingut der Nation?“ u. s. w. (E IV 103). Wenn ein protestantischer Beurteiler Schmids (Dr. Wilhelm Hopf in seinen „Mitteilungen über Jugendschriften an Ältern und Lehrer,“ Jahresbericht der Handelsgewerb-Schule in Nürnberg 1848/49 S. 14) an „Adelheid von Thalheim“ rügt, es werde darin sogar den Wallfahrten das Wort gesprochen, so ist dieser Tadel doch wohl hinfällig angesichts der Art, wie Christoph Schmid es macht: Eine gutherzige Pächtersfrau rät dort der tief unglücklichen Adelheid, sie solle nach dem nahen Maria-Einsiedeln gehen; „es gibt dort recht gute, recht fromme, einsichtsvolle Beichtväter .... Viele Menschen, die ein unruhiges Gewissen oder sonst ein schweres Seelenleiden hatten, haben dort Trost und die Ruhe des Herzens gefunden. Man sagt, daß dort schon viele Wunder geschehen seien. Die größten Wunder, die dort geschehen, sind aber die innerlichen Wunder der Bekehrung, der Besserung, der Beruhigung, welche in dem Herzen manches Sünders, manches Bedrängten vorgegangen sind“ (XIX 64 f.). Man beachte das vorsichtige „man sagt“ und den Hinweis auf die innerlichen Wunder, die die größten seien.

Ziel, der vollkommene Sieg der gerechten und guten Sache, erreicht werde. Im „Blumenkranz“ z. B. kommt das Zusammentreffen und die ἀναγνώρισις der durch den Krieg zerstreuten Glieder einer Familie nur durch gehäufte Fügungen zustande. In der Zeit einer Stunde finden sie sich alle: „der Krieg .... hätte, wie bisher, es noch lange hindern können uns wiederzufinden. Ja vielleicht hätten wir uns nie mehr gesehen. Allein Gott wußte es besser zu lenken. Er gab es unserer frommen Johanna in den Sinn das liebliche Bild dort mit einem Blumenkranze zu umwinden; Er rührte bei dem Anblicke des Kranzes Dein Herz, noch vor Deiner nahen Abreise aus dieser Gegend nach der frommen Seele zu forschen, die den freundlichen Gedanken hatte das Bild mit dem Kranze zu schmücken. Er führte mich — es ist die Mutter, Frau von Waldau, durch deren Mund Christoph Schmid die übliche zusammenfassende Schlußbetrachtung macht — mit Karl und Lotte gerade in eben diesem schönen Augenblicke, da sie den Kranz aufhängte, hieher. Wie können wir seine heilige Vorsehung in dieser Schickung mißkennen?“ Solche Häufungen sind aber keine Ausnahme, sondern das Gewöhnliche (man vgl. die ἀναγνωρίσεις in der Kleinen Lautenspielerin, im Heinrich von Eichenfels, in den Ostereiern, im Eustachius, u. a.). Damit entsteht freilich von der Lehre der göttlichen Vorsehung ein Zerrbild und am Leben gemessen, wie es ist, sinken die Schmidschen Fügungen Gottes zum willkürlichen Zufall herab, der das Beste tun muß, damit alles zum guten Ende gedeihe. Dieser Kunstgriff ist Christoph Schmid schwer angerechnet worden und auf ihn nicht zum wenigsten gründet sich seine Verwerfung als Dichter. Es gibt aber einen Standpunkt, von dem aus betrachtet diese Technik doch in anderem Lichte erscheint. Im letzten Abschnitt kommen wir auf diese Frage zurück.

5. Zur Quellenfrage.

Über die Stoffquellen zu seinen Jugendschriften hat sich Christoph Schmid selbst im Vorwort zu den Gesammelten Schriften folgendermaßen ausgesprochen: „Den Stoff ... nahm [der Verfasser] einesteils aus den Erzählungen, die er in seiner Kindheit aus dem Munde seines geliebten seligen Vaters vernommen und sonst nirgends gelesen hatte, teils von Begebenheiten, die er selbst erlebt hat oder als zu seiner Zeit wirklich geschehen erzählen hörte; daher denn viele aus dem letzten Kriege vorkommen. Einige Erzählungen, die er irgendwo

gelesen, suchte er so zu bearbeiten, daß sie für seine Schüler lehrreich und unterhaltend wurden; die vorzüglichsten sind aus dem christlichen Altertume genommen und auf die genannte Art bloß neu erzählt." Daraus geht hervor, daß Schmid in seinen Stoffen zum größten Teil abhängig war. Bei der Unbestimmtheit der Angaben ist es aber nicht möglich die mannigfachen Stoffelemente bis ins kleinste gesondert aus der großen Stoffmasse auszuscheiden. Es ist auch nicht nötig und es hieße eine doch wohl überflüssige Christoph Schmid-Philologie inaugurieren, wollte man z. B. Vermutungen aussprechen über jene „treffenden Fragen und Äußerungen" die er nach den Erinnerungen (I 150) in seinen Schriften benützte. Es besagt auch nicht viel, wenn wir in der Person des Jost (in der Erzählung „Der brave Fridolin und der böse Dietrich") den Missetäter Schußmann erkennen, der vor seiner Hinrichtung in Dillingen von Sailer bekehrt worden war, den Schmid selbst im Gefängnisse besucht und aus dessen Munde er viele seiner letzten Reden vernommen hatte (vgl. E II 84 ff. und das Vorwort zu der genannten Erzählung in der Neuen illustr. Originalauflage, Regensburg 1885).

Direkte Angaben über seine literarischen Quellen macht Christoph Schmid nur in den „Aposteln Deutschlands" (3 Bändchen Augsburg 1845/46). Am Schlusse jedes Bändchens [1]) werden die Vorlagen für jedes einzelne Heiligenleben verzeichnet, z. B. die Acta Sanctorum, die Acta Martyrum, doch auch Gregor von Tours, Beda u. s. w., aber ohne historische Kritik, nur nacherzählend verwertet.

In das nämliche Stoffgebiet schlagen die „Deutschen Frauen der christlichen Vorzeit", die „Blumen der Wüste" und „Eustachius" ein. Der Missionsgeschichte Japans gehört „Titus und seine Familie" an.

Als Quelle der in der Zeit der Türkenkriege spielenden Erzählung „Timotheus und Philemon" bezeichnet Schmid eine „Sammlung wahrer Geschichten"; auch „Klara" „gründet sich auf eine ‚wahre Geschichte', die [Christoph Schmid] in einem lateinischen Werke von vielen Bänden gefunden und nach seiner Art bearbeitet [2])

[1]) In der Regensburger Vollständigen Ausgabe (XXVII und XXVIII) sind diese Quellenangaben ganz am Schlusse zusammengestellt.

[2]) Christoph Schmid selbst kennzeichnet seine Art der Bearbeitung in der Vorrede zu Thimotheus und Philemon (siehe die Neue illustrierte Originalauflage, Regensburg 1871 S. III f.) folgendermaßen: „Da die alte Erzählung nur kurz gefaßt ist und die Begebenheiten gleichsam nur in Umrissen von wenigen Linien gezeichnet sind, so begnügte [der Verfasser] sich nicht blos zu sagen,

hat“ (vgl. die Vorworte in der Regensburger Neuen illustrierten Originalauflage; vgl. ebenda die Vorworte zu „Waldomir“ und zu „Ferdinand“; zu letzterem außerdem E IV 156).

Die Zeitgeschichte ragt auch bisweilen in die Dichtungen herein. So die französische Revolution in die Erzählungen „Ludwig der kleine Auswanderer“, „Der Kanarienvogel“, „Die Himbeere“.

Im Zusammenhang mit den Koalitionskriegen steht die Handlung des „Paul Arnold“. Die Erzählung scheint allerdings erst 1820 abgefaßt zu sein (vgl. die Zeitangabe daselbst S. 183). Den Hintergrund der „Nachtigall“ bildet Napoleons russischer Feldzug und im fünften Kapitel dieser Erzählung hören wir einzelnes von der Schlacht bei Borodino, von dem Brand Moskaus und dem schrecklichen Rückzug der Truppen Napoleons.

Wenn Christoph Schmid anderseits gerne die Ritterzeit in romantischer Verklärung zeichnet, so folgt er damit dem Zuge seiner Zeit. Freilich ist das Rittertümliche bei ihm nur Kostüm, die historische Perspektive fehlt. Von seinem Lieblingsdrama Götz von Berlichingen hat er für seine in der Ritterzeit spielenden Erzählungen und Schauspiele (Rosa von Tannenburg, die Ostereier, das Täubchen, das Karthäuserkloster, die kleine Lautenspielerin) nichts gelernt. Ob er für sie über allgemeine Anregungen hinaus irgendwelche Quellen verarbeitet hat, muß dahingestellt bleiben.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Erzählung „Das beschädigte Gemälde“ ein Jugenderlebnis zugrunde liegt, welches die Erinnerungen (130) aufbewahrt haben; Gehörtes und Selbstgesehenes ist verquickt in „Adelheid von Thalheim“ (vgl. das Vorwort in der Neuen illustrierten Ausgabe, Regensburg 1885).

Zwei Erzählungen, „Josaphat“ und „Genoveva“, weisen auf die deutschen Volksbücher als ihre Quelle zurück. In „Josaphat“

---

was geschehen ist, sondern alles so darzustellen, wie es, ihm lebendig vorschwebend, nach seiner Überzeugung sich mußte zugetragen haben. Wie man in eine Zeichnung ohne etwas daran zu ändern, Licht und Schatten bringt oder sie mit lieblichen Farben ausmalt, so bemühte er sich diese Geschichte zu behandeln. Da die Gesinnung der vorkommenden Personen zwar sehr genau angedeutet, allein manche Reden und Gespräche zu kurz abgebrochen waren, so suchte er das Fehlende der Gesinnung der Redenden gemäß zu ergänzen, wie man schon öfter einer alten, kunstreichen Bildsäule etwa anstatt des abgebrochenen und verloren gegangenen Armes so glücklich einen neuen angefügt hat, als wäre er von jeher dagewesen.“

liegt der Buddharoman in christlicher Bearbeitung vor, entsprechend dem schon 1477 zum erstenmal gedruckten Volksbuch „Barlaam und Josaphat“ (vgl. Richard Benz, die deutschen Volksbücher, Jena 1913 S. 58). Das Verhältnis der Schmidschen Erzählung „Josaphat“ zu der vermutlichen Vorlage näher zu bestimmen, war nicht möglich, weil das Volksbuch „Barlaam und Josaphat“ erst eines neuen Herausgebers harrt.

Nur wenig besser sind wir in Bezug auf die „Genoveva“ daran. Christoph Schmid selbst bemerkt (E I 31, vgl. oben S. 76 f.), ohne die wiederholte mündliche Erzählung dieser frommen Geschichte durch seine Tante wäre seine „Genoveva“ wohl nicht zustande gekommen. In Wirklichkeit ist die unmittelbare Veranlassung zu seiner Bearbeitung der Genovefa-Legende das gedruckte Volksbuch: „In der Nähe Thannhausens befand sich damals ein englischer Garten .... In diesem .... brachte Christoph Schmid gerne seine freien Stunden zu .... Eines Sonntags Nachmittags, da er eben wieder darin lustwandelte und vor einer dichtbeschatteten Laube vorbeikam, hörte er in derselben laut lesen. Er schlich sich in die nächste Nähe der Laube und bemerkte, daß mehrere Sonntagsschülerinnen hier bei einander saßen und eine derselben aus einem Büchlein vorlas und daß einige Mädchen während des Vorlesens sogar Tränen vergossen. Um sich zu überzeugen, was den Gegenstand ihrer geselligen Unterhaltung bilde, trat er zur großen Überraschung der kleinen Gesellschaft, die ihn nicht bemerkt hatte, in die Laube und fragte nach dem Inhalt des Buches. Es wurde ihm geboten. Es enthielt die Geschichte der Landgräfin Genovefa, wie sie damals gar häufig in den Marktbuden auf dem Lande verkauft wurde. Der freundliche Lehrer bat sich das Büchlein einige Zeit lang aus, arbeitete die Geschichte auf eine für Kinder passende Weise um und es währte nicht sehr lange, so brachte er die von ihm neu bearbeitete, liebliche Erzählung mit in die Sonntagsschule und las sie vor“ (E IV 70).[1])

[1]) Nur von wenigen Erzählungen Christoph Schmids wissen wir ähnlich wie bei der „Genoveva“ etwas Näheres über ihre Entstehungsgeschichte. Zum „Blumenkörbchen“ vgl. E IV 110, zu „Ferdinand“ ebenda IV 156, zu „Pauline“ ebenda IV 250, dazu das Vorwort in der Regensburger Neuen illustrierten Originalauflage; die in der genannten Ausgabe überlieferten Vorreden geben auch zur Entstehungsgeschichte der „Adelheid von Thalheim“, des „Waldomir“ und des „braven Fridolin und des bösen Dietrich“ willkommenen Aufschluß. Von Interesse ist besonders, was wir dort zu letzterer Erzählung erfahren: „Ein Gespräch mit zwei sehr verehrungswürdigen Staats-

Die Vorlage Christoph Schmids war also ein Volksbuch. Da nun aber die Erzählung Schmids ganz der niederländischen Tradition der Legende folgt und in allen wesentlichen Punkten mit der 1813 in München und Augsburg erschienenen Genovefa übereinstimmt, einem Volksbuch, das wörtlich aus dem Holländischen („De historie van Genoveva, huis vrour van Siegfried, Graf van Trier. Tweede verbeterde druk. Rotterdam P. C. Hoffers", ohne Jahr) ins Hochdeutsche übersetzt wurde,[1]) so ist der Schluß zwingend, daß die niederländische Überlieferung schon vor 1810, dem Erscheinungsjahr von Schmids Genoveva, von deutschen Volksbüchern aufgenommen worden war. Bernhard Seuffert (a. a. O. S. 56) nimmt an, das im Jahre 1802 erschienene „Genovefabüchl" gebe die niederländische Fassung der Legende; freilich ohne die nähere Begründung beizufügen. Wenn die Vermutung Seufferts richtig ist, mag man immerhin in jenem Genovefabüchl die Verlage Schmids sehen. Eine Nachprüfung im einzelnen ist zunächst nicht möglich, solange die einschlägigen Ausgaben nicht vorliegen.

In der Erzählung „Gottfried, der junge Einsiedler", bietet Christoph Schmid eine Robinsonade. Hermann Hettner (Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts[5] I S. 283) unterscheidet bei den Robinsonaden zwei Klassen: „die einen halten sich vorwiegend an die lehrhaften, die andern an die erzählenden Bestandteile ihres Vorbildes. Jene kann man die pädagogischen, diese die fabulierenden nennen". Schmids Gottfried gehört natürlich zur ersten Gruppe. Ohne Zweifel wurde Christoph Schmid zu seiner Robinsonade durch den Campeschen Robinson angeregt; er hatte diesen schon als Hauslehrer in Dillingen kennen gelernt (E I 161). Doch ist der Abstand zwischen dem Vorbild und der Schmidschen Erzählung sehr groß. Vor allem fehlt dem „Gottfried" die „zwingende Glaubwürdigkeit" (Hettner a. a. O. S. 279) des Robinson Crusoe; schon die Art, wie er zum Einsiedler wird, ist höchst unwahrscheinlich und

---

männern gab die Veranlassung zu vorliegender Schrift. Diese zwei, ganz ihrem wichtigen Berufe lebenden Männer wünschten eine Erzählung, die eigens dazu verfaßt wäre vor Abwegen, die zu Übertretung der Gesetze führen, zu warnen; ja selbst solche Menschen, die bereits der strafenden Gerechtigkeit anheimgefallen, wieder zur Besinnung und auf den rechten Weg zu bringen."

[1]) Bernhard Seuffert, die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa, Habilitationsschrift, Würzburg 1865, S. 52.

hat gar nichts von dem Packenden der Schicksale Robinsons. Viel geht auch dadurch an Reiz verloren, daß die Insel Gottfrieds nur soweit von seiner Heimat entfernt ist, daß er diese noch sehen kann. (Wir haben uns als Heimat Gottfrieds ein deutsches Fischerdorf zu denken. Gottfried findet aber am Strande seiner davon nicht allzu fernen Insel Korallen!)

Campe zerlegte die Geschichte seines jüngeren Robinsons in drei Perioden: „In der ersten sollt' er ganz allein und ohne alle europäische Werkzeuge sich bloß mit seinem Verstande und mit seinen Händen helfen um auf der einen Seite zu zeigen, wie hilflos der einsame Mensch sei; und auf der andern, wie viel Nachdenken und anhaltende Strebsamkeit zur Verbesserung unsers Zustandes auszurichten vermögen. In der andern geselle ich ihm einen Gehilfen zu um zu zeigen, wie sehr schon die bloße Geselligkeit den Zustand des Menschen verbessern könne. In der dritten Periode endlich werde ich ein europäisches Schiff an seiner Küste scheitern lassen und ihn dadurch mit Werkzeugen und den meisten Notwendigkeiten des Lebens versorgen, damit der Wert so vieler Dinge, die wir gering zu schätzen pflegen, weil wir ihrer nie entbehrt haben, recht einleuchtend werde" (Joachim Heinrich Campe, Robinson der Jüngere, München 1780, Vorbericht). Christoph Schmid gestaltete seine Robinsonade einfacher; nur die erste Periode hat sein Gottfried durchzumachen. Einen Genossen wie Freitag findet er nicht. Schließlich läßt Schmid seinen jungen Einsiedler durch einen Brand um alles kommen, was ihm bisher das Leben gefristet hatte; aller Hilfsmittel entblößt, sieht er sich dem Hungertode preisgegeben. Aber was das größte Unglück schien, wird seine Rettung: jener Brand macht seine Angehörigen auf die ihnen bisher unbekannte Insel aufmerksam, sie vermuten dort seinen Aufenthalt und fahren hin. Gerade wie Gottfried in ein gottergebenes Gebet versunken ist, bekommt er „unerwarteten Besuch" und nun löst sich alles in Freude auf.

Ein besonderes Interesse bietet die Quellenfrage des „Heinrich von Eichenfels". Daß der Anblick der Natur und der Einblick in ihre zweckvolle Gesetzmäßigkeit zur Frage nach dem Schöpfer dränge und das umsomehr, wenn der bereits zum vollen Bewußtsein erwachte, aber noch nicht durch die Gewohnheit abgestumpfte Menschengeist plötzlich in die Welt hineingestellt würde, das ist

das Motiv, welches dem „Heinrich von Eichenfels“ zugrunde liegt. Schmid selbst läßt es durch Heinrichs Vater also aussprechen: „Wahrhaftig .... ich wünschte bald, meine Kindheit auch in einer solchen Höhle zugebracht zu haben. Wir sind des Anblickes der herrlichen Werke Gottes zu gewohnt. O, daß wir Gottes Werke auch so wie Heinrich auf einmal und nachdem wir bereits zur Vernunft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden sie auf uns machen! Du guter Gott, wie würden wir über Deine Macht erstaunen, Deine Weisheit bewundern, uns Deiner Güte freuen! Wie würden wir es bei dem Anblicke Deines schönen Himmels und Deiner wundervollen Erde fühlen: Was so zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebevollen Herzen kommen“ (I 68). Die Frage der natürlichen Gotteserkenntnis ist es demnach, die im „Heinrich von Eichenfels“ in das Gewand einer Erzählung gekleidet ist: Der Grafensohn Heinrich wird als Kind von einer Zigeunerin geraubt und wächst nun ohne von Gott zu wissen in einer unterirdischen Räuberhöhle zum Knaben heran. Eines Tages gelingt es ihm zu entkommen: „Wie es ihm aber war, als er, diesem dunklen, unterirdischen Aufenthalte entronnen, nun das erste Mal unter Gottes schönem, blauem Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge dastand — das kann keine Zunge aussprechen ... Der Knabe war wie vom Blitze getroffen. Er war vor Erstaunen außer sich; es war ihm, als sei er aus einem langen, tiefen Schlaf erwacht, und er taumelte wie schlaftrunken“ (S. 31). Schließlich findet er bei einem frommen Einsiedler eine vorläufige Aufnahme und Vater Menrad ist denn auch der richtige Mann ihn Schritt für Schritt auf die rechte Antwort zu bringen für seine wißbegierigen Fragen, wer die Sonne, den Himmel, die Wolken, Blumen und Bäume gemacht und alles so schön eingerichtet habe.

Es liegt hier ein Motiv vor, das auf Aristoteles zurückweist. Durch Ciceros Vermittlung (De nat. deor. II 37) wissen wir davon und in seiner Übersetzung lautet die Stelle: Praeclare ergo Aristoteles: ‚Si essent, inquit, qui sub terra semper habitavissent bonis et inlustribus domiciliis, quae essent ornata signis atque picturis instructaque rebus iis omnibus, quibus abundant ii, qui beati putantur, nec tamen exissent umquam supra terram, accepissent autem fama et auditione esse quoddam numen et vim deorum, deinde aliquo tempore patefactis terrae faucibus ex illis abditis sedibus evadere in haec loca, quae nos incolimus, atque exire potuissent: cum repente terram et maria caelumque vidissent, nubium magnitudinem ventorumque vim cognovissement aspexissentque solem eiusque cum magni-

tudinem pulchritudinemque, tum etiam efficientiam cognovissent, quod is diem efficeret toto caelo luce diffusa; cum autem terram nox opacasset, tum caelum totum cernerent astris distinctum et ornatum lunaeque luminum varietatem tum crescentis tum senescentis eorumque omnium ortus et occasus atque in omni aeternitate ratos immutabilesque cursus; quae cum viderent, profecto et esse deos et haec tanta opera deorum esse arbitrarentur.' (Vgl. auch Alexander von Humboldt, Kosmos, Jubiläumsausgabe, Stuttgart 1864, 2. Bd., S. 15 und 107.)

Es ist zwar nicht nachweisbar, wohl aber bei der fleißigen Vertiefung Christoph Schmids in die Alten möglich und wahrscheinlich, daß er den Grundgedanken zu seinem Heinrich aus Ciceros Schrift, vielleicht auch durch die Vermittlung eines theologischen Werkes, entnommen hat.

Noch von einer anderen Seite könnte er übrigens zu seiner Erzählung angeregt worden sein. Im Jahre 1792 war Jean Pauls „Unsichtbare Loge" erschienen, ein Roman, der auf demselben Motiv aufgebaut ist. Dort wird ein Kind, Gustav, nach seinem zweiten Lebensjahre absichtlich acht Jahre lang von einem „Genius" in einer Höhle erzogen. Seine Großmutter, die herrnhutisch gesinnte Obristforstmeisterin von Kör, ließ nämlich ihre Tochter nur unter der Bedingung sich selber durch das Schach ausspielen, „daß der gewinnende Bräutigam in den Ehepakten verspräche, das erste Kind acht Jahre unter der Erde zu erziehen und zu verbergen um dasselbe nicht gegen die Schönheiten der Natur und die Verzerrungen der Menschen zugleich abzuhärten". Wir haben es bei Jean Paul mit der Ausgeburt einer grotesken Phantasie zu tun, die von vornherein auf Wahrscheinlichkeit gänzlich verzichtet. Man fühlt sich lebhaft an die romantische Pädagogik der Männer des Turmes in Wilhelm Meisters Lehrjahren erinnert: Zur Vorbereitung auf den Eintritt in die sichtbare Welt „näherte der Genius seinen Zögling auf der Stufenleiter der fünf Sinne dem Himmel .... Ihr unterirdisches Josaphats Thal hatte außer der erwähnten Kellertreppe noch einen langen wagrechten Kreuzgang, der am Fuße des Bergs ins Tal und ins Dörfchen darin offen stand und den zwei Türen in verschiedenen Zwischenräumen versperrten. Diese Türen ließ er in der Nacht vor dem ersten Junius, als bloß die weiße Mondsichel am Horizonte stand und wie ein altersgraues Angesicht sich in der blauen Nacht nach der versteckten Sonne wandte, mitten in einem Gebete unvermerkt aufziehen .... allein nach wenigen Minuten schloß der Genius ihn an sich und verhüllte die suchen-

den Augen mit seinem Busen; unvermerkt liefen die Himmeltüren wieder zu und nahmen ihm den Frühling.“ Die alsbaldige Auferstehung geht unter dem „innigen, liebenden Rufen“ einer Flöte vor sich, endlich — „der Genius stößet die Pforte auf, hinter der die Welt steht und hebt sein Kind in die Erde und unter den Himmel hinaus .... Nun schlagen die hohen Wogen des lebendigen Meers über Gustav zusammen — mit stockendem Atem, mit erdrücktem Auge, mit überschütteter Seele steht er vor dem unübersehlichen Angesicht der Natur und hält sich zitternd fester an seinem Genius.“ Während aber der kleine Heinrich bei Christoph Schmid in der Sonne eine schöne, goldene Lampe sieht und sich verwundert, daß sie immer höher hinaufrückt und so frei schwebt, und während er schließlich zu der Frage gedrängt wird, welche Kraft sie denn treibe und wer sie gemacht habe, ruft Gustav bei ihrem ersten Anblick aus: „Gott steht dort“ „und stürzte mit geblendetem Auge und Geiste und mit dem größten Gebet, das noch ein kindlicher zehnjähriger Busen faßte, auf die Blumen hin.“ Dann sieht er zum erstenmal seine Eltern, die ihn schon erwarteten. Inzwischen war aber sein Genius „während des Tumultes im Garten mit einem sprachlosen Kusse von dem Lieblinge fortgezogen und hatte nichts zurückgelassen als der Mutter ein Blättchen. Er hatte nämlich ein Notenblatt in zwei Hälften zerschnitten; die eine enthielt die Dissonanzen der Melodie und die Fragen des Textes dazu, auf der andern standen die Auflösungen und die Antworten. Die dissonierende Hälfte sollte sein Gustav bekommen, die andere behielt er: ‚ich und mein Freund,‘ sagte er, ‚erkennen einmal in der wüsten Welt einander daran, daß er Fragen hat, zu denen ich Antworten habe.‘ Auch den Pudel, der immer größer wurde, nahm er mit.“

Der Ähnlichkeit im Grundgedanken stehen, wie aus dem Angeführten hervorgeht, in der Ausgestaltung des Einzelnen tiefgreifende Verschiedenheiten gegenüber (abgesehen davon, daß bei Jean Paul die Ereignisse bis zum Zusammentreffen Gustavs mit seinen Eltern nur das Anfangsstück des ganzen Romans bilden). Vor allem fällt bei Christoph Schmid alles Groteske und Geheimnisvolle weg. An die Stelle einer ganz unwahrscheinlichen Schrulle tritt ein rein menschliches Schicksal. Ob Christoph Schmid von Jean Paul beeinflußt wurde, ist fraglich. Eine Abhängigkeit ist chronologisch möglich. Auch ist es wahrscheinlich, daß Christoph Schmid bei seiner Vertrautheit mit der deutschen Literatur Jean Paul kannte, wenigstens erwähnt

er ihn einmal in einem Briefe an Diepenbrock (E IV 239), was allerdings für unsere Frage nicht viel beweist. Wir müssen uns mit der Feststellung der Möglichkeit und eines gewissen Grades von Wahrscheinlichkeit begnügen. Aber schließlich ist das Motiv des Heinrich von Eichenfels nicht so ungewöhnlich; es kann an mehreren Punkten der Literatur und der Literaturen anklingen, ohne daß ein Verhältnis der Abhängigkeit angenommen werden muß. So tritt es z. B. bei Ludwig Heinrich von Nicolay (1737—1820) im Gewande einer satirischen Fabel auf (jetzt am besten zugänglich bei C. H. Kleukens-Crusius, das Buch der Fabeln, Leipzig 1913 S. 113). Es ist resignierter Skeptizismus und eine Veranschaulichung der Relativität des menschlichen Philosophierens, was aus dieser Fabel spricht, ganz im Gegensatz zu Aristoteles-Cicero und Christoph Schmid. Sie lautet:

Die Mücke.

In eines leeren Fasses Schlunde
Wuchs aus den Hefen auf dem Grunde
Ein kleines Völklein auf. In diesen Raum gebannt,
Durchkroch, durchwühlt' es nur der Hefen feuchte Masse,
Soviel ihm nötig war, damit es Nahrung fand.
Kurz, ein Geschlecht starb hin, und ein Geschlecht entstand,
Und niemand fiel es ein, daß außer diesem Fasse
Ein andrer Raum sich denken lasse.
Ein einzig Mücklein zeigte früh
Ein philosophisches Genie,
Erforschte die Natur der Tonne, die Distanzen,
Die Höhen, die Gestalt des Ganzen,
Erriet, bewies, sein Faß, die Erde, sei
Ein vorn und hinten plattes Ei.

Einst, als es, stets erpicht auf Lehre,
Des Fasses Vordergrund durchkroch,
Geriet es an ein kleines Loch,
Den Eingang einer engen Röhre.
Es drängt sich durch den offnen Hahn
Und kommt an seiner Mündung an.
O welch ein Schauspiel für die Mücke!
Der Welten mehr als hundert Stücke,
Zu welcher schönen Symmetrie!
Wie reine Luft umfließet sie!

Was für ein Glanz strömt von dem prächtigen Sterne
(Des Kellers schmutziger Laterne)
Das ganze Weltall seh ich hier!
Gesegnet seist Du, Wißbegier!
Du führtest mich, Du zeigst mir alles heller.

(Im Fasse steckt das Volk, der Philosoph im Keller.)

Es liegt mir fern eine künstliche Beziehung zwischen Nicolay und Christoph Schmid herzustellen. Die angeführte Fabel hat für die Quellenfrage „Heinrichs von Eichenfels" keinen anderen Wert als den einer interessanten Parallele.[1])

So eingehend Paul Lang in seinem genannten Buche auch die Kurzen Erzählungen behandelt hat, ihre Quellenfrage läßt er doch unerörtert. Auf sie sei daher zum Schlusse noch kurz eingegangen.

Lang glaubt in den Kurzen Erzählungen eine mißlungene Art von Fabeln erkennen zu müssen; sie sind ihm „fabelmäßig" (a. a. O. S. 122 ff.). Ihre Beziehung zur Fabel ist aber noch viel enger, als Lang gesehen hat. Einige der Kurzen Erzählungen weisen auf den ersten Blick auf das unter dem Namen des Äsop gehende Fabelbuch zurück. So z. B. die Erzählung vom Schatz im Weinberg, von der Frau, deren Mägde den Haushahn töten, von den sieben Stäben, vom Esel mit der Salzlast und den Schwämmen, von der Bärenhaut. Andere Erzählungen wiederum treten in einer Verkleidung auf, verraten aber dem schärfer hinsehenden Auge doch alsbald ihre Herkunft. Man vergleiche die Erzählungen „Der Rauch" (XXIV 29) und ebenso „Kalt und Warm" (XXIV 53) mit der Fabel „Mensch und Satyr" (Fabulae Aesopicae collectae ex recognitione Caroli Halmii Lipsiae 1881, Nr. 64 p. 32), ferner „den Wettlauf" (XXIV 56) mit „Schildkröte und Hase" (l. c. Nr. 420, p. 203). Hieher gehört auch „Der Geldbeutel" (XVI 140 f.). Wir erkennen darin eine Umformung der Geschichte vom Holzhauer und Hermes (l. c. Nr. 308, p. 151). Während uns aber die äsopische Fabel in die Welt des Märchens versetzt, hat

[1]) Derartige Parallelen ließen sich freilich häufen. Insbesondere gehört hieher jene den Mysterienkulten geläufige und auch von Plato (vgl. z. B. Gorgias 492 e f) geteilte Überzeugung, wonach das Leben ein Sterben und das Sterben ein Aufwachen zum eigentlichen Leben ist. Diese Vorstellung hat im eleusinischen δρᾶμα μυστικόν eine symbolische Ausprägung erfahren, die in ihrer äußeren Aufmachung lebhaft an die Auferstehung des kleinen Gustav in dem oben herangezogenen Roman von Jean Paul erinnert.

Christoph Schmid die märchenhaften Züge in seiner Umformung gänzlich getilgt. In einem andern Geleise bewegt sich eine andere Umformung. Die Texte seien zur Vergleichung einander gegenübergestellt:

Ἑρμῆς καὶ Ἀγαλματοποιός.

(Halm, l. c. pag. 67, No. 137)

Ἑρμῆς γνῶναι βουλμενος, ἐν τίνι τιμῇ παρ' ἀνθρώποις ἐστὶν, ἦκεν ἀφομοιωθεὶς ἀνθρώπῳ εἰς ἀγαλματοποιοῦ ἐργαστήριον · καὶ θεασάμενος Διὸς ἄγαλμα ἐπύθετο, πόσου· τοῦ δὲ εἰπόντος „δραχμῆς", γελάσας ἠρώτα τῆς Ἥρας πόσου ἐστίν · εἰπόντος δὲ ἔτι μείζονος, θεασάμενος καὶ ἑαυτοῦ ἄγαλμα ὑπέλαβεν, ὅτι αὐτὸν, ἐπειδὴ καὶ ἄγγελός ἐστι καὶ ἐπικερδὴς, περὶ πολλοῦ οἱ ἄνθρωποι ποιοῦνται. Διὸ προσεπυνθάνετο ὁ Ἑρμῆς, καὶ ὁ ἀγαλματογλύφος ἔφη· „ἀλλ' ἐὰν τούτους ἀγοράσῃς, τοῦτόν σοι προσθήκην δώσω."

Πρὸς ἄνδρα κενόδοξον, ἐν οὐδεμιᾷ μοίρᾳ παρὰ τοῖς ἄλλοις ὄντα, ὁ λόγος ἁρμόζει.

Das Uhrbändchen. (XVI 148 f.)

Die Schülerinnen einer Strickschule beschlossen, einen Teil ihrer vorrätigen Arbeiten zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, übernahm aus Menschenfreundlichkeit dieses Geschäft.

Adelgunde, eine sehr eitle Schülerin, die sich für eine Meisterin im Perlenstricken hielt, dachte: „Nun kann ich es sicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunst schätzt. Meine Mitschülerinnen beneiden mich nur; selbst die Lehrerin ist mir nicht sehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht, von wem die Arbeiten sind, und sagt mir also gewiß die Wahrheit."

Sie ging in den Laden hin, zeigte auf ein ganz hübsches Uhrbändchen, das eine Mitschülerin gestrickt hatte und fragte, was es koste. „Dieses kann ich nicht anders lassen", sagte die Frau, „als für sechsunddreißig Kreuzer."

„Und was kostet das hier?" fragte Adelgunde weiter, und zeigte auf ein noch schöneres von einer anderen Mitschülerin. „Das kostet achtundvierzig Kreuzer," sagte die Frau.

„Wie hoch kommt aber dieses zu stehen?" fragte Adelgunde wieder, und zeigte auf eines, das sie selbst gestrickt hatte und das sie für das allerschönste hielt. „Ach, das da!" sagte die Frau; „wenn Sie die anderen zwei nehmen, so schenke ich Ihnen das in den Kauf."

Adelgunde konnte ihre Beschämung nicht verbergen; sie wurde glühend rot. Die Frau aber sagte: „Ich merke nun wohl, daß Sie selbst dieses Bändchen gemacht haben. Ich bedauere sehr, daß es nicht besser geraten ist. Indessen kamen Sie doch nur hieher, die Wahrheit inne zu werden, und die habe ich Ihnen aufrichtig gesagt."

Ein eitles Herz läßt sich
Von Schmeichelei betören;
Bescheid'ner Sinn will nichts
Als laut're Wahrheit hören.

Die Vorbildlichkeit der Äsopischen Fabel ist unverkennbar. Nur daß bei Schmid die Geschichte ein ernstes Gesicht und eine Fortführung über die entscheidende Wendung hinaus bekommen hat. Äsop erzählt uns eine Schnurre, Christoph Schmid eine moralische Geschichte. Man muß aber zugestehen, daß sie glücklich erfunden ist.

Neben den Fabelstoffen ist in den Kurzen Erzählungen noch mancherlei anderes aus Altertum und Gegenwart zusammengeflossen. In der Erzählung „Die fromme Mutter und ihre Söhne" (XVI 240)

erkennen wir eine Umformung der aus Herodot (I 31) bekannten Geschichte von Kleobis und Biton, den Söhnen der Priesterin Kydippe: Das Motiv zu der Erzählung „Stadt- und Landleben“ (XXIV 69) weist auf die in Horazens 1. Satire geschilderte μεμψιμοιρία zurück. Ein Motiv, welches Ovid in seinen Verwandlungen behandelt (Philemon und Baucis), taucht in neuer Einkleidung auch bei Schmid auf („Die Bettlerin“ XVI 209 f.). In den „drei Räubern“ (XVI 216) wird eine Begebenheit erzählt, die freilich später Geibel in dem Gedichte „Die Goldgräber“ unvergleichlich lebendiger vor uns hinstellt. Beide, Schmid und Geibel, scheinen aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft zu haben, da nichts dafür spricht, daß Geibel in seinem Gedicht stofflich von Schmid abhängt. Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen H. P. Hebels Erzählung „Der Zahnarzt“ (Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, Reclam 244 ff.) Der übereinstimmende schnurrige Stoff beider Erzählungen weist auf Schwanksammlungen zurück. Man vergleiche außerdem „Brodlose Kunst“ bei Hebel (a. a. O. S. 104) und „Die Erbsen“ (XVI 53 f.).

Es wurde behauptet, Christoph Schmid stehe ganz auf den Schultern des frommen Benediktiners P. Ägidius Jais. Für die größeren Erzählungen Schmids trifft dies schon gar nicht zu. Jais hat nur eine größere Erzählung geschrieben: „Valentin und Gertraud“. Ihr Inhalt so wenig wie ihr sehr lockerer, formloser Aufbau konnte Schmid zu irgendwelcher Nachahmung anreizen. Dagegen hat Schmid für seine Kurzen Erzählungen aus Pater Jais „Schönen Geschichten und lehrreichen Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder“ (sie waren nur in der 34. Auflage, 2. Bändchen, Regensburg 1889 erreichbar) einiges entnommen: Der 33. Erzählung im 1. Bändchen bei Jais entspricht „Die reinliche Wirtin“ bei Schmid. Die 15. Erzählung aus dem 2. Bändchen erkennen wir wieder im „Honigtopf“ bei Schmid. Ferner scheint Schmid von Jais für seine übrigen Kurzen Erzählungen die Gepflogenheit übernommen zu haben die Moral am Ende durch einen Zweizeiler noch besonders herauszustellen. Während sich aber bei Schmid die Übeltäter und Bösewichter in der Regel überraschend schnell bekehren, bemerken wir bei Jais nicht selten eine resignierte Skepsis (vgl. die 18., 20., 23. Erzählung im 1. Bändchen und die 6. und 7. im 2. Bändchen).

Ähnlich wie Jais gab Johann Adam Wening, Kanonikus am Kurfürstl. Chorstifte zu Altötting, „Historisch- und moralische Erzählungen für den gemeinen Mann und die Jugend“ heraus

(München 1784). Die dort S. 38 gegebene Erzählung „Der Kaminfegerjunge“ scheint Stoffquelle zu Schmids Schauspiel „Der kleine Kaminfeger“ zu sein. Schmid hat die einfache Geschichte, wie sie bei Wening vorliegt, weiter ausgestaltet, freilich auch psychologisch übersteigert.

6. War Christoph Schmid ein Dichter?

Die Jugendschriftenfrage erfreut sich seit zwanzig Jahren einer lebhaften Aufmerksamkeit, die sich in einer mächtig angeschwollenen Literatur kundgibt. Der entscheidende Anstoß kam von Heinrich Wolgast durch sein 1896 zum erstenmal erschienenes Buch „Das Elend unserer Jugendliteratur“. Wolgast stellt darin die bündige Forderung auf, die Jugendschrift in dichterischer Form müsse ein Kunstwerk sein. Bisher hatte man von einer Jugendschrift, die im Gewande der Dichtung auftrat, vor allem eine belehrende und sittlich bildende Tendenz verlangt (vgl. den Abschnitt V des Wolgastschen Buches). Zwar geht bereits auf Herbart der vielangeführte Ausspruch zurück: „Schon die Absicht zu bilden verdirbt die Kinderschrift“. Aber diese und manch andere Stimmen, die der ästhetischen Wertung der Jugendliteratur das Wort redeten, waren nicht durchgedrungen. Erst Wolgasts Buch brachte die Geister in Bewegung und nun entbrannte ein heftiger Prinzipienstreit über den Zweck der Jugendliteratur in dichterischer Form (vgl. die übersichtliche, mit reichen Literaturnachweisen versehene Darstellung bei Herm. L. Köster, Geschichte der deutschen Jugendliteratur II 165 ff. und bei Paul Lang, Jugendliteratur und Tendenz, Leipzig 1907 S. 1 ff. u. 28 ff.).

Gleichzeitig mit der vorherrschend ästhetischen Wertung der Jugendliteratur setzte eine scharfe Befehdung und Entwertung Christoph Schmids ein. Vorher war seine Schriftstellerei im ganzen nicht ernstlich und grundsätzlich angefochten worden, soweit sie nicht unter ein allgemeines Verdikt, wie das erwähnte Herbarts fällt, wonach schon die Absicht zu bilden die Kinderschriften verderbe. Vielmehr galt Schmid in allen Lagern als unübertrefflicher Klassiker der Jugendliteratur und selbst der kritische Kühner spricht in seiner gründlichen Abhandlung über „Jugendlektüre“ (in K. A. Schmids Enzyklopädie d. g. Erzieh.- u. Unterrichtswesens) durchaus achtungsvoll und rühmlich von ihm. Und noch aus der letzten Zeit kann man die „stillen, zarten Jugenderzählungen“ Christoph Schmids, „dem der zur moralischen Nutzanwendung aufgehobene Finger artig

steht", freundlich anerkannt finden in dem Handwörterbuch „Die Religion" unter dem Artikel „Volksschriftsteller" von Hesselbacher. Umso unnachsichtlicher verfuhr man seit Wolgast im Lager der sog. Modernen mit Schmid; er wird als Dichter abgelehnt (vgl. Wolgast a. a. O. S. 96 ff., dazu desselben Vortrag „Das Religiöse und Patriotische in der Jugendschrift", abgedruckt in der Freien Bayr. Schulzeitung 1900 Nr. 5 f.; Heydner in der Jugendschriftenwarte 1899 Nr. 3 f. und Bayr. Lehrerzeitung 1899 S. 268, 309, 321; H. L. Köster, Gesch. d. d. Jugendlit. II 59 ff.; Paul Lang, das d. Schullesebuch u. Chr. v. Schmid, daselbst den einleitenden Abschnitt „Der Streit um Chr. v. Schmid" mit weiterer Literatur). Es muß aber gleich an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß Wolgasts Kritik und ebenso die der meisten anderen Gegner Schmids auf einer wissenschaftlich unzureichenden und unsicheren Grundlage ruht. Keiner der bisherigen Beurteiler Schmids hat es für nötig erachtet dessen Jugendschriftstellerei in etwas weiterem, geschweige in ihrem ganzen Umfange zu durchdringen; selbst Stefan Reinke (s. u.) glaubt sich nur auf ein paar Erzählungen beziehen zu sollen. Eine oder zwei Erzählungen sind aber ein doch wohl ungenügendes Material für eine abschließende Würdigung. Wenn daher z. B. Wolgast an Schmid als Vorzug hervorhebt, daß er seine Erzählungen nicht mit belehrenden Einschiebseln belaste, so erleidet dieses Urteil doch, wie sich aus genauerer Kenntnis Christoph Schmids ergibt, manche Einschränkung: so ist im „Eustachius" im 20. Kapitel ein belehrender Exkurs über Trajan und Hadrian eingeschoben, wobei auch des jüngeren Plinius Brief über die Christen teilweis angeführt wird; in der „Himbeere" (XX 222 f.) findet sich eine regelrechte Abhandlung über diese Frucht und ähnliche Erörterungen begegnen auch sonst öfter, wenn sie sich auch nicht als direkte Belehrung des Verfassers an den Leser geben. Weiterhin entgeht aber den Kritikern Schmids noch, daß der Text seiner Erzählungen durch unbefugte Bearbeitung häufig stark verdorben ist. Bei Wolgast wiederum liegt die Sache so: er stützt sein Urteil (sowohl in seinem Buch als auch in dem erwähnten Vortrag) einzig auf „Rosa von Tannenburg", was an sich schon bedenklich ist. Nun aber entpuppt sich (wie oben im Abschnitt 3 unter „Bearbeitungen" erwiesen und näher dargelegt ist) die von Wolgast benützte Ausgabe der Rosa von Tannenburg als eine jener minderwertigen Bearbeitungen der Schmidschen Erzählungen, die durch ihre willkürlichen Textänderungen die Eigenart des Originals stark verwässern. Und auf einer solchen, nach Umfang und Be-

schaffenheit gleich unzulänglichen Grundlage fußt also „der erste zielbewußte und darum entscheidende Vorstoß gegen das gewaltige Bauwerk des Schmidschen Ruhmes", wie Paul Lang (a. a. O. S. 6) die Kritik Wolgasts rühmend kennzeichnet, eine Kritik, die den Ton angab zu der oft merkwürdigen Gehässigkeit gegen Christoph Schmid.

Die schroffe Ablehnung Schmids durch die genannten und andere Gegner machte in katholischen Kreisen böses Blut, weil man in Christoph Schmids Verwerfung eine Spitze gegen die von ihm vertretene christliche Weltanschauung zu erkennen glaubte. So wird in der „Literarischen Rundschau" (Ferdinand Feldigl, 1896 Nr. 7) Beschwerde erhoben, daß Wolgast selbst vor der ehrwürdigen Person eines Christoph Schmid nicht Halt gemacht habe: „Als die Lehrerversammlung seinerzeit in Augsburg tagte, legte man Kränze auf dem Grabe des edlen Mannes und Dichters nieder, heute ist man schon so weit ihn mit der gesamten Dichterwelt des Priestertums wegzuwerfen. Und trotzdem hat Christoph Schmid sogar Eingang in China und Japan gefunden, ohne daß der glaubenslose Prüfungsausschuß des deutschen Lehrervereins daran etwas ändern konnte." Auch Franz X. Thalhofer, ein unbefangener Beurteiler in literarischen Dingen, meint (im Literar. Ratgeber für Weihnachten 1902 S. 62), daß der Kampf der Modernen gegen die moralisierende Tendenz in der Jugendschrift von einer zu niedrigen Schätzung der christlichen Moral mit beeinflußt sein mag, gesteht aber zu, daß die Modernen solchen Schriften, die religiöses Leben wahr und künstlerisch behandeln, ihre Anerkennung und Empfehlung nicht versagen.

Umgekehrt fehlt es auch nicht an Kritikern Schmids, die mit ihm auf dem gleichen Boden der christlich-katholischen Weltanschauung stehen, aber in ihrem Urteil über den Kunstwert der Schmidschen Jugendschriften zu demselben Ergebnis wie die sog. Modernen gelangen. So hat insbesondere Stefan Reinke in der „Katechetischen Monatsschrift" (Münster, 1904 Nr. 9—12) Christoph Schmid als Jugendschriftsteller in eingehenderen, wenn auch keineswegs systematisch erschöpfenden Ausführungen gewürdigt, die zudem deutlich erkennbar von der Polemik Heydners (s. o.) beeinflußt sind. So wundert man sich nicht, wenn auch Reinke erklärt, Christoph Schmid sei kein Dichter. Den Grundfehler der Schmidschen Schriftstellerei sieht er in der aufdringlichen Art der religiösen Belehrung und außerdem bestimmen ihn zu seinem ab-

lehnenden Urteil auch die Mängel in der Gestaltung der Personen und der Umstand, daß die Handlung der inneren Notwendigkeit entbehre und statt dessen der Zufall (wie Reinke in wörtlicher Anlehnung an Heydner sagt) zum Kulissenschieber gemacht werde. Reinke erkennt aber doch den Schmidschen Erzählungen auch wieder große Vorzüge zu; namentlich hebt er ihre Kindertümlichkeit gebührend hervor und er ist auf dem richtigen Wege, wenn er bemerkt, die Fehler Schmids seien die Kehrseite seiner Vorzüge. Entschlossen beschritten aber hat Reinke den angedeuteten Weg nicht; die Abhängigkeit seines Urteils von Wolgast und Heydner hat ihn daran gehindert, wohl nicht weniger auch die unzulängliche Vertiefung in Christoph Schmid.[1])

Wenn wir nun darangehen Christoph Schmid als Dichter zu würdigen, ist es uns willkommen zunächst ihn selbst darüber zu hören und von ihm selbst zu erfahren, welchen Begriff er von den ästhetischen Normen gehabt hat, die für die Kunst der Erzählung gelten. In den Erinnerungen (IV 185) findet sich darüber eine wichtige Stelle: „Eine Erzählung soll ein Kunstwerk sein. Wie z. B. in einem gelungenen Gemälde Einheit herrsche und kein Pinselstrich zu viel und keiner zu wenig sei, so soll dies auch bei einer Erzählung der Fall sein. Sie soll auf den Leser, wie ein schönes Gemälde auf den Beschauer, einen wohltuenden, reinen Eindruck machen. Der Leser dürfe darin nichts vermissen, es dürfe ihn nichts stören. Auch müsse man die Menschen reden lassen, wie sie im Leben reden.“ Was wir hier vernehmen, bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine vollkommene Übereinstimmung mit Wolgast und all denen, die an die Jugendliteratur mit rein literarischen Maßstäben herantreten. Allerdings klafft zwischen der Lehre und ihrer Ausübung ein Widerspruch. Köster (a. a. O. S. 132) glaubt ihn auf ein einfaches Entweder-Oder zurückführen zu können: „Entweder hat es ihm an Selbstkritik gefehlt, er hat die fehlenden und die zu vielen Pinselstriche in seinen Gemälden nicht empfunden — oder seine Anschauung vom Wesen des Kunstwerks war eine

[1]) Wenn Reinke an Schmid z. B. die Flüchtigkeit in der Zeichnung der Nebenumstände glaubt beanstanden zu müssen und mit Wolgast und Heydner die Zeichnung des landschaftlichen Hintergrundes zu blaß und unbestimmt findet, so hätte ihn ein unbefangenes Hinsehen und eine weiter ausgreifende Musterung der Schmidschen Erzählungen abhalten müssen ein solches Urteil als allgemein gültig auszusprechen.

andere als die unsrige. Wahrscheinlich wirkten beide Gründe zusammen, so daß ihm seine Erzählungen als Kunstwerke erschienen, während wir sie als unkünstlerisch empfinden.“ Beide von Köster geltend gemachten Gründe treffen daneben. Es hat Christoph Schmid nicht an Selbstkritik gefehlt. Das geht schon aus seinem eigenen Zeugnisse hervor, wonach er als Schriftsteller von den Kindern lernte, während er sie lehrte (vgl. E IV 183 f.). Und er war sich wohl bewußt, daß seine Erzählungen nicht ausgereifte Kunstwerke seien, weil es ihm an der erforderlichen Muße gefehlt habe. So schreibt er seinem alten Freunde Salat unterm 15. Mai 1849: „Jetzt, in meinem hohen Alter bedaure ich schmerzlich, daß ich die kraftvollsten Jugendjahre damit zubrachte, (unter dem Titel eines Schuldirektors!) als Schulgehülfe das Mechanische des Lesens, Schreibens und Rechnens zu treiben, was ein ordentlicher Schuladstant eben so gut hätte leisten können. Jene vielen hundert ja tausend Tage und Stunden hätte ich besser verwenden, und dann auch als Schriftsteller mehr und Besseres zu Stande bringen können.“ (Man vgl. hiezu E III 141 und Briefe und Tagebuchbl. S. 136.) Wenn Köster zum zweiten meint, Christoph Schmids Anschauung vom Wesen des Kunstwerks sei eine andere als die unsrige gewesen, so läßt sich auch dies nicht aufrecht erhalten. Es sind uns nämlich in den Erinnerungen (IV 187 ff.) Tagebuchaufzeichnungen erhalten, die sich u. a. auf die Darstellungskunst der biblischen Erzählungen beziehen. Es ist eine Art Theorie der Erzählung, die Schmid in diesen Beobachtungen und Darlegungen aus der Bibel abgezogen hat, und er offenbart darin ein feines Gefühl und ein eindringendes Verständnis für die realistische Kraft der biblischen Erzählungen in Sprache und Charakteristik der Personen. Erinnert man sich dazu der Vorliebe Schmids für Shakespeare und für Götz von Berlichingen, dann ergibt sich daraus, daß Christoph Schmid ein sicheres Empfinden für echte Kunst und ein klares Bewußtsein von den ästhetischen Bedingungen eines Kunstwerkes gehabt hat. In nichts ist er hier veraltet; eher überrascht uns die Kühnheit, mit der er die biblische Technik der Erzählung analysiert.

Aber der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis bleibt bestehen. Schmid rühmt z. B. die Redeweise der Bibel: „Die Personen werden immer redend eingeführt. Sie reden aber nicht die Büchersprache, die Sprache der Gelehrten und Ästhetiker, sondern die Sprache des Herzens und der Natur . . . Sie empfinden auch

wie wir und drücken ihre Empfindungen in den wahrsten Tönen der Natur aus. Da sind keine langen Deklamationen. In zwei, drei Worte ist die ganze Empfindung wie in Einen Brennpunkt gesammelt.“ Wenn wir nun damit die Redeweise der Schmidschen Personen vergleichen, so finden wir, daß Christoph Schmid seine eigene Forderung, man müsse in einer Erzählung die Menschen reden lassen, wie sie im Leben reden, nur sehr unvollkommen erfüllt. Im Vorworte zu seinen Gesammelten Schriften bemerkt er zwar ausdrücklich, er sei darauf bedacht gewesen, nicht die gewöhnliche breite Buchsprache, sondern die Sprache der Kinder zu reden. Die Sprache der Kinder redet er nun allerdings mit großem Geschick, insofern seine Ausdrucksweise von kindlich schlichter Faßlichkeit ist. Aber die Kinder selbst reden bei ihm doch zuweilen recht unkindlich. Ist es nicht (um nur ein Beispiel anzuführen) eine durchaus unkindliche Art sich auszudrücken, wenn im „Blumenkörbchen“ Marie, die Tochter des Schloßgärtners, ein Geldgeschenk der Gräfin für Maiblümchen mit den Worten ablehnt: „O nicht doch; ich nehme nichts. Gönnen Eure Exzellenz einem armen Mädchen die Freude ihrer gnädigen Herrschaft, von der sie schon so viel Gutes empfing, auch eine kleine Freude zu machen ohne an eine Belohnung zu denken.“ Von der glatten Buchsprache weicht Schmid überhaupt im allgemeinen kaum ab. Nicht einmal mehr deutsche Buchsprache, sondern ein ausgesprochener Latinismus ist der bei Christoph Schmid noch häufige Gebrauch des Konjunktivs, besonders nach Zeitwörtern der Wahrnehmung und des Sagens und in Daß-Sätzen. So spricht z. B. eine schweizerische Pächtersfrau in „Adelheid von Thalheim“ (XIX 64): „Ich muß sehen, wie es Ihnen gehe“; im „Anselmo“ (XIII 217) heißt es: „Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die Begierde nach Reichtum sei“; „auch versteht es sich von selbst, daß ich meine Kinder nicht zurücklassen wolle“ (ebenda S. 211); und so allenthalben. Ganz vereinzelt ist der Realismus der Sprache in „Ehrlichkeit geht über Geld und Gut“. Im fünften Auftritt radebrecht da ein Bärentreiber: „Ick nix nehm. Es ist schon viel Nagt! Für mig Nachtquartier und all drei Kamerad, die zwei Knab und das guter Tier da.“ In demselben Stück tritt auch ein Schacherjude auf, den Schmid ganz wirklichkeitstreu mauscheln läßt: „O weih! O weih! Memmalich isch arm und blend, kaa nit a Kreuzerlich verdiene; hät nix zu naga und zu beißa? Vor graußer Bedaurniß möcht ich die helle Thränabächlich waana!

— Nu, du muscht ihr helfa in ihrer graußa Not und ihr das klaaa Profitlich zuwenda, zu aner klana Erquicklichkeit.“ Abgesehen von solchen Anläufen zu einer realistischen Redeweise gelingt es Christoph Schmid nicht seine Personen auf eine individuelle Art zum Sprechen zu bringen. Es ist zwar nicht zu verkennen, daß er sich bemüht aus dem Anschauungskreis der jeweiligen Person heraus zu sprechen, aber er dringt hiebei nicht bis zum Individuum vor, sondern bleibt im Gattungswesen, dem Soldaten, Handwerker u. s. w., stecken.

Mängel dieser Art muß jede unbefangene Kritik der Schmidschen Schriftstellerei zugeben. Es wäre aber übereilt, deswegen Christoph Schmid jede dichterische Gabe abzusprechen oder nur, wie Paul Lang (a. a. O. S. 126 f.), die riesige Fruchtbarkeit und die Leichtigkeit der Erfindung als Beweis dafür gelten zu lassen, daß die Fähigkeit eines Dichters in ihm lag. Die dichterische Gabe Schmids erweist sich noch durch weitere positive Qualitäten.

Zunächst kann bei ihm eine gewisse Kraft dichterischer Vision festgestellt werden. Es wird uns berichtet (E IV 186 f.): „Er sagte auch: ‚Es liegt ein großer Reiz darin, eine Erzählung zu schreiben. Man fühlt sich in eine eigene, neue Welt versetzt, geht mit den handelnden Personen um, als ob sie lebten, und nimmt Teil an ihren Schicksalen.‘ Christoph Schmid seufzte oft sehr, wenn an seiner Zimmertüre angeklopft wurde und ein Besuch mit Einemmale die lieblichen Gestalten seiner Phantasie verscheuchte.“ Es ist demnach durchaus nicht berechtigt, wenn Georg Heydner (a. a. O.) sagt: „Die sich selbst vergessende Hingabe des Dichters an die kleine Welt, die aufzubauen ihn ein unwiderstehlicher Drang seines Innersten treibt, ... begegnet uns bei Herrn (!) Schmid nie.“ Dieser Behauptung widerspricht die angeführte Äußerung Schmids und ihre Bestätigung durch Werfer. Es widersprechen ihr aber auch die Werke Christoph Schmids. Es finden sich darin genug Stellen, die eine echt dichterische Einfühlungskraft und die ihr entsprechende Darstellungsgabe bekunden. Man lese etwa in „Adelheid von Thalheim“ jene Abschnitte, in denen erzählt ist, wie Adelheid entführt wird und wie sie den Betrug später entdeckt. An solchen Stellen zeigt sich, daß die Kunst psychologischer Charakterisierung Christoph Schmid nicht fremd war. Wie Heydner geht daher auch Reinke, offenbar von jenem abhängig, zu weit, wenn er meint (a. a. O. S. 376): „Ein eigentliches warmes und künstlerisches Interesse an seinen Personen, ein mitfühlendes Miterleben ihrer inneren und äußeren

Erlebnisse, aus dem man auf ein Lebendigwerden der dichterischen Gestalten in der Seele des Verfassers schließen könnte, läßt sich in den Schmidschen Erzählungen nicht erkennen. Woher das? Schmid ist es nicht um die Erzählung zu tun, sondern um das, was sich mit ihr erreichen läßt.“ Gewiß, Christoph Schmid schuf seine Werke nicht ausschließlich aus unwiderstehlichem Künstlerdrang, aber es darf ihm dieser auch nicht abgesprochen werden. Schmid selbst fühlte sich als Schriftsteller in seinem eigentlichen Element und es lebte eine große Sehnsucht in ihm darin ganz aufgehen zu dürfen, wie das eine von Werfer aufbewahrte Äußerung Schmids deutlich ausspricht (Briefe und Tagebuchblätter S. 136): „Gestern saß Christoph Schmid auf der hölzernen Bank an dem einfachen Tische dieser Einsiedlerhütte. Sie erinnerte ihn an seine Jugendjahre. Auch erwachte dann in ihm eine große Sehnsucht fern von Amt, Rang und Stand auf dem Lande ganz seiner kindlichen Muse leben zu können. ‚Ich muß‘, sagte er, ‚meine Schriftstellerei nur als Nebensache, mehr zur Erholung betreiben, und doch, das fühle ich, wäre sie mein Element, in dem ich mich am leichtesten bewegte, und auch vielleicht am meisten nützen könnte‘.“

Christoph Schmid fühlte sich mit Recht als Schriftsteller in seinem Element: er besaß eine seltene Gabe der Erzählung. Sailer drückte es schön aus: „Die Muse der Kinderbildung lächelte bei der Geburt unseres Verfassers und lächelte ihm die Gabe der Erzählung in die Seele.“ Hierin liegt eine Hauptwurzel seiner Beliebtheit und alles, was an ihm im einzelnen auszusetzen ist, wird aufgewogen durch die echt epische Stimmung, in die er seine Leser aus der Kinderwelt und dem einfachen Volke zu versetzen weiß. Da es sich hier um ein Wesentliches handelt, wird ihm Reinke nicht gerecht, wenn er nur beiläufig bemerkt (a. a. O. S. 376), Christoph Schmid erzähle da, wo er ins Erzählen komme, angenehm, liebenswürdig, warm und mit eigener Freude am Erzählen. — Welches sind nun aber die Merkmale jenes echten Stiles der Erzählung, der den Schmidschen Erzählungen ihre Wärme und einen gewissen künstlerischen Wert gibt? Jakob Wassermanns Dialog „Die Kunst der Erzählung“ (8. Bd. der Sammlung „Die Literatur“, herausgegeben von Georg Brandes, Berlin o. J. S. 25 ff.) gibt uns hierüber sachkundige Auskunft:

Der Junge:

Folgendes ist mir nicht ganz klar. Es handelt sich doch bei der Erzählung um das Darstellen eines Vorganges und innerhalb des Vorganges

wieder um das Ausmalen einzelner Bilder oder Situationen, denn ohne solche Bilder würde ich doch mehr Geschichtsschreibung treiben als Kunst. Wie bringe ich nun die Situationen, ohne gegen das Gesetz des epischen Weiterströmens zu verstoßen? Mit einem Wort, wie kann ich erzählerisch und plastisch zugleich sein?

Der Alte:

Zur Beantwortung dieser Frage will ich Dir eine Stelle aus Wilhelm Meisters Lehrjahren vorlesen. Es heißt da: „Zwei bis drei Häuser standen in vollen Flammen. In den Garten hatte sich niemand retten können wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen seiner Freunde, weniger wegen seiner Sachen. Er getraute sich nicht die Kinder zu verlassen und sah das Unglück sich immer vergrößern. Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf seinem Schoße eingeschlafen, Mignon lag neben ihm und hielt seine Hand fest. Endlich hatten die getroffenen Anstalten dem Feuer Einhalt getan. Die ausgebrannten Gebäude stürzten zusammen, der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren, und ihm selbst ward in seiner leichten Kleidung der fallende Tau fast unerträglich. Er führte sie zu den Trümmern des zusammengestürzten Gebäudes, und sie fanden neben einem Kohlen- und Aschenhaufen eine sehr behagliche Wärme. Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zusammen, u. s. w.“

Du siehst hier deutlich, wie keusch und zurückhaltend das außerordentliche Ereignis in der allgemeinen erzählerischen Stimmung sich auflöst. Ruhig schließt sich an die sparsame Ausmalung der überaus schönen Situation von den am Aschenhaufen liegenden Personen der neue Vorgang und im Satzgefüge herrscht nicht die mindeste Erregtheit. Vergleiche damit einmal die Darstellung einer Feuersbrunst bei Zola; Einzelheit drängt sich an Einzelheit. Die ungeheure Flut der Einzelheiten vernichtet das Bild und überschwemmt die Phantasie. Aus fünfzig Seiten eines Schilderers macht der Epiker zehn Zeilen. Der erzählende Stil beruht keineswegs auf der Ausmalung der Situationen, sondern er ruft die Situation nur zu höherem Zweck hervor um sie in vollkommener Ruhe vorübergleiten zu lassen. Geradezu musterhaft ist darin Kleist, der vielleicht das größte erzählerische Genie ist, das wir besitzen. Wie im Volksmärchen, mit einer erhabenen Knappheit erzeugt er Bewegung in Bewegung. Nur dadurch entsteht zugleich die Lebendigkeit der Periode, es wird ihr das Papierene genommen, das sie auch beim vollendetsten Schilderer hat; sie besitzt plötzlich innere Kraft, das Blut des atmenden Geschöpfes, und wie das Werk im Ganzen, ist sie für sich allein ein Organismus mit Fleisch und Seele. Der Baum setzt sich aus winzigen Zellen zusammen; die Gesundheit seiner Früchte hängt ab von der Gesundheit jener unscheinbaren Gewebe. Die Breite und Fülle der Periode bedingt die Breite und Fülle des Ganzen; nicht Abenteuerlichkeit der Vorgänge, nicht Weitspurigkeit der Anlage, nicht die ausgesuchteste psychologische Tüftelei, keine Neuartigkeit des Themas, keine äußere Spannung, nicht Geist, nicht Witz, nicht philosophische Tiefe kann ein Werk, dem jene Eigenschaften wahrer epischer Breite und Ruhe mangeln, zum Rang eines Kunstwerkes erheben.“

Dieselbe epische Ruhe, dieselbe sparsame Ausmalung der Situationen nun, wie sie Wassermann für die gute Erzählung in Anspruch nimmt, dieselbe keusche Zurückhaltung, die selbst außerordentliche Ereignisse in der allgemeinen erzählerischen Stimmung sich auflösen läßt, zeichnet auch den erzählenden Stil Christoph Schmids aus. Man vergleiche beispielsweise mit der von Wassermann angeführten Stelle aus Goethe eine Stelle aus dem Anfang der Ostereier, wo eine ähnliche Situation dargestellt ist:

„Die Fremden hatten sich indes in den Schatten einer buschigen Felswand gelagert, wo es sehr kühl war. Die Frau saß auf einem bemoosten Felsenstücke und hatte ihr Angesicht mit einem weißen Schleier von feinem Flor bedeckt. Eines der Kinder, ein zartes, wunderschönes Fräulein, saß auf ihrem Schoße. Der alte Diener, ein ehrwürdiger Greis, war damit beschäftigt, das schwer beladene Maultier abzupacken, das sie bei sich hatten. Das andere Kind, ein munterer schöner Knabe, hielt dem Tiere einige Disteln hin, an denen es begierig fraß."

Es ist auffallend, daß Schmids Kunst der Erzählung so sehr von seinen gegnerischen Kritikern verkannt wurde. Ihr einseitiger Standpunkt läßt sie eben da, wo sie recht haben, über das Ziel hinausschießen und macht sie auf der andern Seite blind gegen wirkliche Vorzüge. Wenn daher Wolgast meint, nirgends finde sich bei Schmid naive Erzählerlust, die an den Geschehnissen Freude hat, er spähe nur danach aus den Lauf der Begebenheiten moralisch oder religiös auszunützen, so ist das ohne Zweifel falsch und ungerecht. In Wirklichkeit bricht bei Christoph Schmid allenthalben eine warme, echt naive Erzählerlust hervor, nur daß er sich ihr nicht ganz überlassen zu dürfen glaubte, damit das „utile" nicht zu kurz käme.

Die innere Kunstform der Erzählungen Schmids ist aber nicht bloß durch ihren vortrefflichen, echt epischen Erzählungsstil gegeben. Ihr weiterer, nicht weniger gewichtiger Vorzug ist das, was man als Kindertümlichkeit zu bezeichnen pflegt. Ernst Linde hat in der Abhandlung „Kunst und Kind" (in dem Buch „Kunst und Erziehung, Gesammelte Aufsätze", Leipzig 1901 S. 242 ff.) zuerst den Begriff der Kindertümlichkeit geprägt und in gründlichen Ausführungen näher bestimmt und sauber abgegrenzt. Es wäre allerdings nicht nötig gewesen einen neuen, dazu wegen der gehäuften Bildungssilben sprachlich etwas schwerfälligen Namen einzuführen. Wir eignen ihn uns daher auch nicht an; das schöne, allgemein verständliche Wort Kindlichkeit sagt dasselbe. In der Sache selbst geht Linde davon

aus, daß die Kinder ihre eigene Kunst haben wollen, wie sie ihre eigene Tracht, ihre eigene Gesellschaft, eigene Lebensweise, eigene Kost u. s. w. haben. Die Merkmale nun, die sich für Linde aus dem Begriffe des Kindlichen für die dem Kind gemäße Kunst ergeben, sind: das Reine; das Frische, Natürliche, Schlichte, Gesunde; das Innige, Herzenswarme; das Lebensfreudige, Weltzugewandte, Heitere, Freundliche, Harmonische. Jede Gruppe dieser Merkmale wird für sich erläutert. Dann untersucht Linde die Gründe für die Tatsache, daß Kinder den idealistischen Stil dem charakteristischen Stil vorziehen, und versäumt es nicht schließlich zu betonen, daß das dem Kinde zu bietende Kunstwerk nicht kindlich sein dürfe im Sinne des Unreifen, Unfertigen, Schwachen.

Weiterhin — und damit trennt sich sein Weg von den sog. modernen Jugendschriften-Kritikern — tritt Linde mutig für eine gewisse Milde und Liberalität bei der Auswahl von Kunstwerken für die Jugend ein, in dem Sinne, daß dabei auch der eigentümliche Geschmack der Jugend einige Berücksichtigung finden dürfe. Unter anderm meint Linde, man müsse den Kindern und der Jugend die Neigung für das Pathetische, selbst Deklamatorische und Rhetorische und für das Rührende zugute halten. Im Anschluß daran und mit glücklicher Berufung auf Goethe wird sehr verständig der Jugend das Recht auf stoffliches Genießen eingeräumt. Ebenso verwirft Linde aber auch jenen einseitig pädagogischen Standpunkt, dem der künstlerische Wert eines Produktes völlig gleichgiltig ist, wenn es nur geeignet erscheine religiös, sittlich, patriotisch zu wirken oder zu belehren. „Auf diesem Wege", meint er, „mündeten wir ja aufs schönste wieder in die spezifische Jugendschriftstellerei ein, kämen wir unversehens wieder bei dem frommen Christoph von Schmid u. s. w. an" (S. 260).

Daß man bei Christoph Schmid ankommen kann, ohne daß einem der künstlerische Wert eines Produktes völlig gleichgiltig zu sein braucht, hat sich uns schon ergeben. Ernst Linde hat das Verdienst, gegenüber den Einseitigkeiten der Kunstrichter der Jugendschriftenwarte die Kindlichkeit im allgemeinen in ihre Rechte eingesetzt zu haben. Hätte er sich mit dem „frommen Christoph von Schmid" im besonderen befaßt, dann wäre sein Urteil sicherlich weniger abfällig ausgefallen. Selbst Reinke, der doch sonst so scharf mit Christoph Schmid ins Gericht geht, hat für seine schöne Kindlichkeit warme Worte gefunden (a. a. O. S. 382): „Mit einem feinen,

durch liebevolles Verständnis der Kindesseele geschärften Instinkt weiß er nicht nur seine Stoffe zu finden und abzugrenzen, sondern diese verständnisreiche Liebe gibt auch dem Ton seiner Sprache soviel Wärme, Liebenswürdigkeit und schlichte Natürlichkeit, daß er in diesem Bezuge als unübertrefflich und unübertroffen bezeichnet werden kann.“ Indes nicht bloß in der Erfindung und Abgrenzung des Stoffes und im Ton seiner Sprache zeigt sich seine besondere Kindlichkeit, als eigenartige Einfühlungskraft in die Kindesseele mit ihren besonderen Bedürfnissen und ihrer besonderen Auffassung des Lebens und des Weltenlaufs gibt sie vor allem den Schriften Christoph Schmids ihre innere Kunstform. Von hier aus gesehen erscheint auch manches von dem, was an Schmid getadelt wird, in anderem Lichte.

So macht man Christoph Schmid den Vorwurf, daß er innerlich unwahr sei, daß er seine Figuren ohne Rücksicht auf das wirkliche Leben schnitze, wodurch sich die Handlung ganz willkürlich, ohne jede innere Notwendigkeit gestalte. Es ist richtig, das sog. reale Leben pulsiert in den Schmidschen „Marionetten“ nur schwach. Namentlich die Hauptpersonen zeigen eine sehr ins Typische gehende Stilisierung. Bei den Nebenfiguren ist es ja etwas besser, ihnen gibt Schmid häufiger die Farbe der Wirklichkeit, indem sie eine gleichmäßigere und darum menschliche Mischung von Gut und Böse darstellen (vgl. etwa Gertrud im braven Fridolin und bösen Dietrich); ja bei ihnen kann es vorkommen, daß Schmid von seinem Prinzip der Handlungsführung, wonach sich schließlich alles in Harmonie auflöst, abweicht, wie das besonders auffällt bei der bösen Bäuerin im Blumenkörbchen: selbst auf dem Sterbebette noch verhärtet sie sich trotzig gegen alle Bekehrungsversuche.

Es ist aber durchaus vom Standpunkt des Kindes aus gedacht und empfunden, wenn Christoph Schmid die Vielgestaltigkeit und Verwickeltheit der Individualitäten zusammenzieht in wenige allgemein menschliche Charaktertypen. Diese gestatten es ihm dann eine vereinfachte, ideelle Wirklichkeit aufzubauen, die durch Überhöhung von Eigenschaften und zugleich durch Vernachlässigung und Ausscheidung von Faktoren, durch welche gerade das wirkliche Leben so schwer entwirrbar wird, die Grundgesetze des religiös-sittlichen Lebens desto deutlicher heraustreten läßt. Damit entspricht Schmid der natürlichen Neigung des Kindes zum idealistischen Typus der Erzählung und deswegen hängt auch das Kind so merk-

würdig an Christoph Schmid; es sieht hier sein Sehnen nach einer seinen seelischen Bedürfnissen entsprechenden Darstellungsform erfüllt. Die seelischen Bedürfnisse des Kindes sind aber deswegen nicht unberechtigt, weil sie anders sind als jene der Erwachsenen. Die Gegner Schmids verkennen den Sachverhalt, wenn sie ihn so zuspitzen, daß einem gruseln könnte vor der durch Christoph Schmid drohenden moralischen Verwüstung. Diese Kritiker nehmen eine Akzentverschiebung vor und sprechen von innerer Unwahrheit anstatt die Art Schmids als rein idealistisch und diesen idealistischen Stil als Ausfluß der hochpreislichen Kindlichkeit Schmids zu erkennen.

So betrachtet erscheint es auch berechtigt, wenn Christoph Schmid seine Erzählungen auf ausgeprägt kindliche Konstruktionsmotive aufbaut: auf das Seltsame, Überraschende, auf wunderbar scheinende, nicht selten gehäufte Fügungen und auf das Rührende. Dies alles fesselt und befriedigt das Kind durch die Verwandtschaft mit dem Märchen, wo ja auch eine Kausalität waltet, die den Wünschen des Kinderherzens mehr entgegenkommt als die schwer faßbare, oft so grausame Gesetzmäßigkeit der Wirklichkeit.

Unter dem Einflusse der genannten, den Kompositionsplan (s. S. 61 f.) bedingenden Konstruktionsmotive wird die Handlung regelmäßig zu einem durchaus untragischen Ausgang geführt, der nichts zu wünschen übrig läßt. Dieser Ausgleich des Disharmonischen, diese äußerliche poetische Gerechtigkeit ist dem noch an der Außenseite der Dinge haftenden Sinne des Kindes gemäß. Ganz mit Unrecht hat man daraus auf eine minderwertige, gefährliche Moral bei Christoph Schmid geschlossen. Allerdings erscheint seine Ethik stark eudämonistisch gefärbt: Der Tugendhafte und Fromme begründet durch treue Befolgung der Gebote sein Glück. Dazu tritt bei Christoph Schmid dieses Glück in der Vergröberung als äußeres Glück, als Belohnung durch Geld und Gut stark hervor. Gott erscheint vor allem als „der treue Vergelter alles Guten“ (Täubchen II 105); „auch das kleinste Gute, das wir anderen erwiesen, läßt der gute Gott nicht unbelohnt“ (Himbeere XX 225); „Wenn wir das arme Tierlein“, sagt der brave Fridolin (XI 13) zu seiner Mutter, „nicht verschmachten lassen, so ist dies auch eine Art Almosen und gefällt Gott gewiß sehr wohl, und wer weiß, ob er uns nicht einmal reichlich dafür belohnt.“ Es ist aber nicht die wahre Meinung Christoph Schmids das Gutsein nur als Mittel zu einem außer ihm

liegenden Zweck werten zu wollen. Zwar heißt es bei ihm: „Gutsein, Gutsein ist das einzige, was uns wahrhaft froh, reich und geehrt macht“ (Lämmchen III 132). Das will aber doch auch so verstanden sein, daß das Gutsein den wahren Frohsinn, den wahren Reichtum und die wahre Ehre in sich trägt. Daher lesen wir anderwo: „Gutes zu tun ist die größte Seligkeit“ (Melone VIII 100). Die eigentliche Meinung Christoph Schmids ergibt sich auch noch aus folgenden Stellen: „Auf jeder milden Gabe — sie sei auch noch so klein — ruht doch immer der Segen des Höchsten, wenn sie aus reinem Herzen und ohne Hoffnung einer Vergeltung gegeben wird“ (Ostereier I 235); „Seid doch nie gegen den geringsten Menschen hart. Es wäre dies nicht nur eine Sünde gegen Gott und Menschen; sondern ein solcher Mensch handelte wohl recht sich selbst zum Schaden. Es ist ja schon geschehen, daß der ärmste Bettler einem Fürsten das Leben rettete! Laßt uns daher, aber nicht aus Eigennutz, sondern aus liebevollem Herzen wohltätig .... sein“ (Das alte Raubschloß V 179).

Aus solchen Äußerungen ergibt sich, daß Christoph Schmid die Belohnung der Tugend nicht als Beweggrund des sittlichen Handelns gelten lassen, sondern nur als dessen Folge erkannt wissen will, die aus der Unverbrüchlichkeit der sittlichen Weltordnung und der Güte Gottes hervorgeht. Die eudämonistische Wendung aber erklärt sich daraus, daß sie nichts anderes ist als eine Form der Anpassung an jene Vorstellungsweise, wie sie das Kind von der sittlichen Weltordnung hat. Die unbedingte Wertschätzung des Guten um seiner selbst willen liegt der kindlichen Auffassung zu fern, ihr entspricht vielmehr die Umsetzung der Kategorie der inneren Qualität in die des äußeren Erfolges. Schmid knüpft daher in ganz richtigem Instinkt an die groben Unterscheidungen von Gut und Böse, Glücklich und Unglücklich an, die das Kind zunächst allein zu machen versteht. Er ließ sich dabei wohl von der Erwägung leiten, das Gutsein und das Guthandeln müsse dem Kinde vorerst durch den sichtbaren Lohn, der ihm winkt, lockend gemacht werden; habe es dann einmal gespürt, welche beglückende Kraft dem Guten an sich innewohnt, dann werde der anfängliche, grob eudämonistische Zweck von selbst hinter der neuen Erfahrung verschwinden und die so erfahrene seelische Wirkung des Gutseins werde nun ihrerseits zum Beweggrund des künftigen Handelns. Dagegen läßt sich kaum etwas einwenden; denn es gibt keine ver-

nünftige Erziehung, die nicht eine stufenweise Veredlung der Motive anstrebt. Die Leser Christoph Schmids gehören in ihrem Geistesleben den unteren Teilen dieses Stufenganges an und nach ihnen hat Schmid seine Schriftstellerei eingerichtet. Wie sehr er mit seiner idealisierenden Kindlichkeit das Rechte getroffen hat, lehrt die freudige Bereitwilligkeit, mit der sich die Kinderwelt seinen Erzählungen hingibt.[1])

Unterläßt man es nicht bei der Beurteilung Christoph Schmids als Dichter sich auf die erörterten Voraussetzungen seines Schaffens zu besinnen, dann ist es nicht erlaubt, die idealisierende und vereinfachende Stilisierung der Wirklichkeit als dichterische Unfähigkeit zu werten. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß als die natürliche Folge der durch die Kindlichkeit bedingten Stilisierung namentlich bei der Personengestaltung eine verminderte plastische Durchbildung sich ungünstig fühlbar macht. Allerdings ist auch die moralisierende Lehrhaftigkeit bei diesem Ausfall im Dichterischen stark beteiligt. Bezeichnend in dieser Richtung ist namentlich die ehrwürdige Autoritätsperson, die regelmäßig im Schlußteil als Kommentarfigur mit der Aufgabe hervortritt den religiösen und ethischen Gehalt der Erzählung rückblickend zusammenzufassen und lehrhaft auszu-

---

[1]) Die spontane Hinneigung der Kinder zu Christoph Schmid läßt sich sozusagen experimentell erhärten und ist — unbeabsichtigt! — auf solchem Wege schon erhärtet worden. So berichtet Lehrer H. Leonhard-Göttingen in der Jugendschriftenwarte (1904 Nr. 1) über eine Veranstaltung, die den literarischen Geschmack seiner Schüler ermitteln sollte; und es ergab sich: Als Lieblingsschriftsteller der (angeblich) weniger kritisch Veranlagten behauptet Christoph Schmid weitaus den ersten Rang. Schon früher, bald nach dem Erscheinen des Wolgastschen Buches, stellte der Landlehrer Albert Schultz in der Jugendschriftenwarte (1897, Nr. 1) die auffallende Tatsache fest, daß die Landbevölkerung von Neuvorpommern und Rügen für die Geschichten Christoph Schmids eine ausgesprochene Vorliebe besitzt und, sich selbst überlassen, sie aller andern Literatur vorzieht. Aber nicht bloß die „weniger kritisch Veranlagten" erfreuen sich an Christoph Schmid: Theodor Gomperz erzählt in seinen „Essays und Erinnerungen" (S. 11): „Welch ein Fest, wenn wir, rings um sie geschart, der wohllautenden Stimme lauschen durften, die uns eine Erzählung von Christoph Schmid, ‚Rosa von Tannenburg' oder ‚Heinrich von Eichenfels' vortrug." Gomperz spricht hiebei von seiner Schwester Josephine, die damals schon erwachsen war; er rühmt an ihr ein äußerst feines Kunstgefühl. Dieses hat sie aber offenbar nicht gehindert ihre jüngeren Geschwister mit Erzählungen von Christoph Schmid zu unterhalten; und wie sehr ihre Zuhörerschaft davon erfreut wurde, klingt vernehmbar genug aus Gomperzens Worten.

deuten. Hier zeigt sich Christoph Schmid als ein trefflicher Predigtschreiber, aber nicht als Dichter.[1]) Zwar vermeidet er (im Gegensatz zu manchen seiner Nachahmer) den gröbsten Fehler die religiössittliche Tendenz als nackte, direkte Belehrung aus der künstlerisch geforderten Objektivität der Erzählung herausfallen zu lassen, aber

[1]) Während diese Schlußpartie im guten Eifer meist in ein unverhältnismäßiges Wachsen kommt, hält sich Schmid in der Exposition gewöhnlich nicht lange auf (obwohl auch hier Monstrositäten vorkommen: siehe Rosa von Tannenburg, das Täubchen u. a.). Unanschaulich und schematisch wird da gewöhnlich die direkte Charakterisierung angewandt, z. B.: „Der treffliche Maler Bergheim war ein Mann von dem edelsten Gemüte und dem reinsten Gefühle für alles Gute und Schöne“ (Angelika) — „Katharina war ein sehr fleißiges und geschicktes, ein sehr freundliches und sittsames Mädchen. Nur einen großen Fehler hatte sie — sie war sehr naschhaft“ (Die Krebse) u. s. w. u. s. w. Ein Anfang wie im „Paul Arnold“, der unvermittelt in ein Gespräch hineinführt, ist vereinzelt. Man darf aber aus den angeführten Stellen nicht schließen, Christoph Schmid charakterisiere seine Personen nur in abstrakten Begriffen. Zwar verzichtet er auf eine feine Zergliederung des Seelenlebens; mit Recht: das Kind will Handlung und hat für seelische Differenziertheiten noch kein Verständnis und kein Interesse. Anderseits aber beschränkt sich jene direkte Charakterisierung der Personen in der Regel nur auf den Eingang der Erzählung und auf die Neueinführung von Personen. Im weiteren Verlauf kommt dann schon eine anschauliche Art der Darstellung zu ihrem Rechte. So nützt Schmid z. B. gern eine das Wort begleitende Gebärde zur Charakterisierung des augenblicklichen Gemütszustandes einer Person aus.

Christoph Schmid ist auch nicht der stümperhafte Schilderer, als den ihn seine Gegner ausgeben. Er versteht es gar wohl Landschaften, Personen und Gegenstände anmutig vor uns hinzustellen. Übrigens ist die Schilderung in der Erzählung nicht Selbstzweck; daher begnügt sich Schmid, namentlich bei Gegenständen und Räumlichkeiten, wenn die Handlung keine Schilderung erfordert, mit allgemeinen Bezeichnungen, z. B. „ein Diener wies sie in ein prächtiges Zimmer“. Sonst aber entwirft Schmid stets ein abgerundetes Bild, das sich, wenn es auch kein großartiges Meisterwerk der Schilderungskunst ist, doch gelungen in den Rahmen der Erzählung fügt, wie z. B. in der Nachtigall (VIII 137): „Der Graf kletterte hinauf und kam in ein schmales Gänglein zwischen einem Schober Stroh und einer rauhen Bretterwand. Der freundliche Hauswirt schob zwei alte, ungehobelte Bretter auseinander, öffnete dann eine verborgene Türe und der Graf trat — in ein ganz unvergleichlich schönes Kabinett. Die Wände waren geschmackvoll mit grünem Damaste tapeziert und mit vortrefflichen englischen Kupfern in goldenen Rahmen geziert; an einer Wand befand sich ein Kanapee mit grünem Damaste überzogen, und an der anderen Wand stand ein Schreibschrank von Mahagoni mit einem ähnlichen Büchergestelle voll prächtig gebundener Bücher. In einem Alkoven, vor dem grüne damastene Vorhänge hingen, stand ein Bett, so fein und schön, als man je in einem gräflichen Schlosse eines finden kann.“

auch so ist es ihm nicht gelungen seine edlen erzieherischen Absichten rein in Handlung und Charakteristik aufzulösen, vielmehr mutet er der allerdings großen Illusionskraft des Kindes entschieden zu viel zu durch das Übermaß von Moral, die seine Personen predigen. Doch fordert es die historische Gerechtigkeit hierin den Tribut zu erkennen, den Schmid seiner Zeit entrichtete. Voll optimistischen Glaubens an die Macht des vernünftelnden Wortes bearbeitete im Zeitalter der Aufklärung ein vielverzweigtes Netz von moralischen Wochenschriften, moralischen Erzählungen und Schauspielen, Kindermoralen in Bildern und Beispielen die Gemüter des lesenden Publikums und vor allem die Kinderherzen. Was nun Christoph Schmid anlangt, so ist er hierin nicht schlechter, wohl aber durch seine echte, herzansprechende Wärme viel erträglicher als die meisten Jugendschriftsteller seiner Zeit und mit Recht konnte gesagt werden, daß ihm der zur moralischen Nutzanwendung aufgehobene Finger artig stehe. Umsomehr, als diese Lehrhaftigkeit doch auch wieder ein Korrektiv gegen jene spielerische Kindlichkeit bildet, die bestimmter Ideale entbehrt und das Kind in seiner Schwäche und dunklen Verworrenheit beläßt anstatt vor seinem Blick ein Reich positiver Ideale zu erschließen.

* * *

Nach all diesen Erörterungen, die den Voraussetzungen und Bedingtheiten des Schmidschen Schaffens gerecht zu werden suchten, läßt sich die Frage, ob Christoph Schmid als Dichter zu gelten habe, ohne beiderseitigen Vorbehalt weder bejahen noch verneinen. Zum echten Dichter fehlten ihm weniger die Fähigkeiten als ein Kunstwille, der mit Verzicht auf Moralisieren seine edlen, durchaus berechtigten erzieherischen Absichten in der künstlerisch allein zulässigen Weise verwirklicht, indem er sie in Handlung und Charakteristik unmittelbare Anschaulichkeit gewinnen läßt. Doch lebt von Christoph Schmids unzweifelhafter Dichtergabe trotz allem doch so viel Erfreuliches in seinen Werken, daß die Kinder ein Recht haben ihn als i h r e n Dichter zu beanspruchen und zu lieben.

Lebenslauf.

Friedrich Brutscher, geboren am 22. Mai 1885 zu München, Sohn des Autographieanstaltsbesitzers Johann Brutscher, absolvierte im Jahre 1905 das K. Luitpoldgymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der Universität zu München dem Studium der klassischen Philologie, Germanistik und Philosophie. Nach Ablegung der beiden Abschnitte der Lehramtsprüfung für die philologisch-historischen Fächer war er für das Schuljahr 1910/11 dem pädagogischen Seminarkurs am K. Alten Gymnasium in Würzburg zugewiesen. Seither war er in privaten Unterrichtsanstalten praktisch tätig.

Inhalt:

Seite

Einleitung 5

I. Das Leben 9

II. Die Persönlichkeit 21

III. Der Pädagoge 27

1. Das praktische pädagogische Wirken in Thannhausen 30

2. Die pädagogische Fachschriftstellerei 39

IV. Der Jugendschriftsteller 46

1. Wie Christoph Schmid zum Jugendschriftsteller wurde 46

2. Umfang der Jugendschriftstellerei. Bibliographisches 48

3. Verbreitung, Bearbeitungen, Nachahmungen 54

4. Allgemeiner Inhalt der Jugendschriften 60

5. Zur Quellenfrage 67

6. War Christoph Schmid ein Dichter? 80